

Unser Rehwild

im Spiegel jagdlichen Zeitgeschehens

WILLY BENZEL

Etwa zehn Jahre mögen vergangen sein, seit mir ein Landsmann aus unserer westpreußischen Heimat – der selber sehr große, eigene Jagdreviere besaß – mitteilte, daß er von mir schon mehrere Abhandlungen über Rotwild gelesen habe, aber noch nichts über Rehwild. Das Reh – der Hirsch des kleinen Mannes – liege den meisten Jägern aber doch viel mehr am Herzen als das Rotwild, besonders, weil alle Bestrebungen, unsere Rehwildbestände qualitativ zu verbessern, bisher kaum einen sichtbaren Erfolg gezeigt hätten.

Darauf konnte ich nur antworten, daß ich auch in bezug auf Rehwild sehr viele Erfahrungen habe sammeln können, daß es aber gerade diese seien, die mich von einer öffentlichen Stellungnahme abhielten, weil sie in manchen Punkten den derzeitigen Bestrebungen zuwiderliefen. Außerdem sei in allen Fachzeitschriften über das Rehwildproblem schon soviel geschrieben worden, daß die Schriftleitungen nach solchen Aufsätzen oft den Zusatz machten: „Von Stellungnahmen bitten wir abzusehen.“

Schließlich aber dient man einer guten Sache, wie hier der Verbesserung des Rehwildes zu gesunden, kräftigen Beständen, nicht dadurch, daß man Veränderungen größten Ausmaßes (z.B. in der Wilddichte und den sich daraus ergebenden Folgen) verschweigt, nur weil sie scheinbar nicht in den Rahmen bisheriger Vorstellungen zu passen scheinen, sondern vielmehr dadurch, daß man über alles, was geschehen ist, wahrheitsgetreu berichtet, ganz gleich wie es s. Z. ausgefallen ist.

So will ich nun über das Auskunft geben, was ich in mehr als sechs Jahrzehnten erlebt habe: als Heger und Jäger, als Bewerter von Trophäen bei vielen Schauen sowie als Mitarbeiter bei den Jagdbehörden. Das bezieht sich nicht nur auf Ost-, sondern auch auf Westdeutschland. Vielleicht tritt dann doch so manches in Erscheinung, das bisher noch nicht

genügend berücksichtigt werden konnte oder überbewertet wurde, weil es bis dahin nicht genügend bekannt war.

Wohl keine Schalenwildart spielt in unserem Jägerleben eine so große Rolle wie das Rehwild; denn es kommt in fast allen Revieren, im Gebirge und in der Ebene, in Wald und Feld, vor. Durch seine Lebensweise bedingt, steht es mit Vorliebe in kleinen Wäldern oder Randgehölzen, von wo aus es ohne langes Anwecheln Wiesen und Felder erreichen kann. Besonders geschätzt werden Feldhölzer und Remisen sowie mit Stauden und Sträuchern bestockte Dämme, Gräben und Brücher, sofern sie im Gemenge mit nicht zu kleinen landwirtschaftlich genutzten Flächen liegen. Hier finden die Rehe ihre besten Lebensbedingungen, und daher ist hier ihre natürliche Bestandsdichte auch viel höher als in großen, zusammenhängenden, meist noch mit Rotwild besetzten Forsten.

In der Bundesrepublik übersteigt die Jahresstrecke des Rehwildes die des Rotwildes um etwa das Zwanzigfache (1966/67 = 578 504 zu 29 601 (s. DJV-Handbuch: Jagd 1967/68) und übertrifft auch an Wildpretgewicht jede andere unserer Wildarten. Daher ist es verständlich, daß über unsere Rehe mehr gesprochen und geschrieben wird als über alles andere Wild.

Weil die Rehe wegen ihrer Standorttreue besser als alle andere Wild beobachtet werden können, sollte man doch annehmen, daß die Jäger mit dem Leben und den Gewohnheiten durchaus vertraut sind und schon all das erreicht haben müßten, was ihnen als Hegeziel vorschwebt, nämlich: gesunde, kräftige Bestände mit den erwarteten starken Trophäen.

Daß das in den meisten Revieren nicht der Fall ist, beweisen die alljährlichen Trophäenschauen, ganz gleich, in welchem der Bundesländer sie veranstaltet werden. Jahr um Jahr schießen wir doch die uns zur „Nachzucht“ ungeeignet erscheinenden Böcke ab; die ausgestellten Gehörne beweisen das in vol-

lem Umfange. Dort hängen an den großen Tafeln die Gehörne von etwa 10 % jagdbarer, 80 % abschußnotwendiger und nur 10 % falsch abgeschossener Böcke. Besser kann das kaum jemand machen, und doch ist in der qualitativen Entwicklung der meisten Rehwildbestände kein Fortschritt zu verzeichnen.

Warum sind wir nicht weitergekommen? Wir haben doch unsere guten, bis ins kleinste ausgearbeiteten Abschußrichtlinien und handeln, wie das die Trophäenschauen beweisen, seit mehr als 15 Jahren danach!

Wir wissen, daß eine angemessene Bestandesdichte sowie ein geregeltes Geschlechter- und Altersklassenverhältnis das A und O aller vernünftigen Hegebestrebungen sind.

Wissen wir das wirklich? Sind das vielfach nicht nur Ansichten, Annahmen oder Behauptungen, die noch nicht erforscht und auch noch nicht bewiesen sind? Und wenn das wirklich auch alles so wäre, wer ist imstande, den Wahlabschuß richtig durchzuführen und die gewollte Ordnung herzustellen?

Was ist überhaupt eine angemessene Bestandesdichte? Theoretisch wissen wir das natürlich ganz genau: Das ist eine wirtschaftlich und biotisch tragbare Wildldichte, so kann man guten Gewissens sagen! Woraus will man sie aber herleiten?

„Biotisch tragbar ist die Wildldichte, wenn die Körper- und Gehörnentwicklung den Gegebenheiten des Lebensraumes entspricht, ein Kümern wegen zu hoher Stückzahl nicht auftritt und Erkrankungen als Folge einer zu hohen Siedlungsdichte nicht gegeben sind.“ Das sagt Dr. Ueckermann in seiner sehr beachtlichen Schrift „Der Rehwildabschuß“ (Verlag Paul Parey). Das klingt doch sehr natürlich und ist auch durchaus überzeugend. Aus Tabellen kann man dann in dem genannten Büchlein ohne viele Mühe die Standortwertziffern für das eigene Revier ermitteln und diese zur Herleitung des tragbaren Wildbestandes verschiedener Bodentypen und Bestandesarten verwenden. Nachdem die errechnete Wildldichte festgestellt ist, lassen sich dann je nach Alter und auch für verschiedene Höhenlagen die durchschnittlichen Wildpret- und Gehörngewichte für Böcke, gleichfalls aus Tabellen (aber nur theoretisch! der Verf.), ablesen.

Wenn nun aber ein Rehbestand noch bedeutend unter die tragbare Wildldichte herabgesetzt wird, dann müßte sich derselbe bei guter Hege nach menschlichem Ermessen qualitativ erheblich verbessern! Dann müßte auch der alte Leitsatz: „Wenig Rehe – gute Rehe“, überall Gültigkeit haben. Wir brauchen dann nur die Bestände, von denen wir annehmen, daß eine zu große Wildldichte an der geringen Beschaffenheit der Rehe schuld ist, rigoros durch Abschüsse zu verringern! Davon aber möchte ich dringend warnen, das habe ich schon in

größtem Ausmaß mit klarem Mißerfolg erlebt! Das beweisen doch auch laufend diejenigen Revierinhaber, die bei Einreichung der Bestandsmeldungen viel zu hohe Bestände angeben, nur, um möglichst viel Rehe zum Abschuß frei zu bekommen. Die Wildldichte erreicht in solchen Revieren oft nicht das tragbare Maß, und doch ist von einer Verbesserung meistens nichts zu merken.

In der Hauptvegetationszeit wird auch ein an Zahl starker Rehwildbestand überall die nötige Äsung finden, und Schäden an Forstpflanzen und Feldfrüchten werden kaum auftreten. Wer dann die Lebensräume unserer Rehe hinsichtlich Äsung eingehend mustert, wird feststellen können, daß in Wald und Feld neben den Kulturpflanzen, trotz Unkrautbekämpfung in der Landwirtschaft, noch genügend gute Gräser, Kräuter und Sträucher vorhanden sind. Auf den abgeernteten Feldern finden heute noch Hunderte von Schafen ihre Nahrung und werden dick und fett dabei. Auch unsere naschhaften Rehe werden sich immer noch den Pansen damit füllen können.

Entscheidend für einen guten Rehwildbestand ist also nicht der Sommer, sondern der Winter, wenn sich in der Tracht der Ricken das Kitz entwickelt und der Bock sein Gehörn schiebt. In Revieren mit wenig Winteräsung kann sogar ein Bruchteil des errechneten tragbaren Bestandes, besonders an Forstpflanzen, noch Schaden anrichten. In solchen Fällen wäre dann auch die wirtschaftlich tragbare Wildldichte nicht mehr gegeben. Eine qualitative Bestandsverbesserung wird hier, auch bei geringstem Vorkommen, nicht mehr zu erreichen sein, es sei denn, daß entsprechend gefüttert wird.

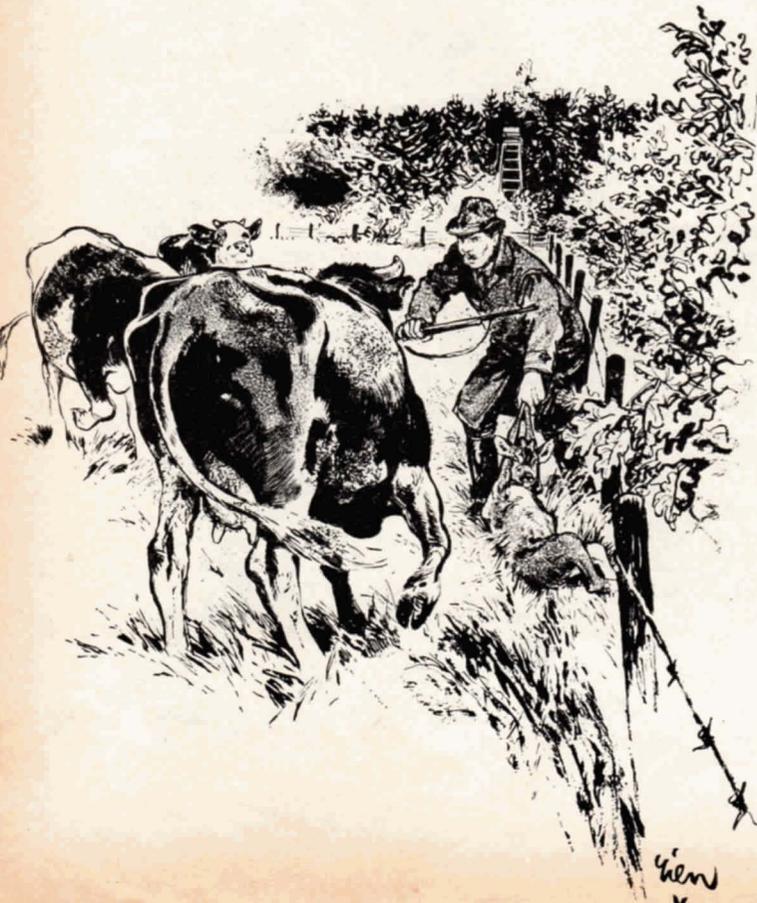
Das Geschlechterverhältnis 1:1 wird von den meisten Jägern wohl als das beste und erfolgversprechendste anerkannt. Die Herstellung desselben liegt in den Händen der Jäger, und es dürfte bei gutem Willen nicht schwer sein, es zu erreichen. Soll dem aber wirklich ein Erfolg beschieden sein, dann müssen hierbei doch in erster Linie die Stücke männlichen und weiblichen Geschlechtes abgeschossen werden, die für die Nachzucht ungeeignet sind. Das ist bisher aber nur in sehr wenigen Fällen gelungen, und man wird sich in Zukunft auch nicht allzu großen Hoffnungen hingeben dürfen. Das Abschließen der notwendigen Stücke ist selbst für einen im Ansprechen erfahrenen Jäger schwer, und vom Durchschnittsjäger wird es kaum zu erreichen sein.

Bei den Böcken ändert sich das Gehörn oft von Jahr zu Jahr und gibt so zu Trugschlüssen häufig Anlaß. Beim weiblichen Wild gelingt es meistens nicht, schwache Familien ganz ausmerzen. Nicht selten werden nur die Ricken erlegt, und die schwachen Kitze bleiben führerlos zurück. Später wundert man sich dann, wo die vielen Knopfböcke und geringen Schmalrehe herkommen. Letztere werden gegen Ende der Jagdzeit auch noch für starke Kitze gehalten und bleiben am Leben, sehr zum Nachteil der Wildbahn.

Mehrfach wurde auch schon der Vorschlag gemacht, von dem Geschlechterverhältnis 1:1 vorläufig abzugehen. Es sollten alle schwachen Böcke abgeschossen werden, auch wenn dann der gesunde, starke Bock sechs bis acht Ricken zu beschlagen haben würde. Das kann aber zu keinem Erfolg führen, wenn nicht auch alle schwachen weiblichen Stücke abgeschossen werden. Könnte man das aber durchführen, dann hätte man auch wieder das ideale Geschlechterverhältnis 1:1.

Die Befürchtungen, daß ein gesunder, starker Bock, der mehrere Ricken beschlägt, dadurch so geschwächt ist, daß er sich bis zum Eintritt des Winters nicht mehr genügend erholen kann und folglich in der Gehörnentwicklung zurückbleibt, teile ich nicht. Er hat dem Hirsch gegenüber, der, durch die Rudelbildung begünstigt, doch auch mehrere Stücke beschlägt, den großen Vorteil, daß bei ihm nach der Brunft, also von August bis November, der Tisch reich gedeckt ist. Daß ein gesunder Bock das auch genügend wahrnimmt, beweist die glatte, pralle Decke, mit der er in den Winter geht.

Ein guter Bekannter erzählte mir vor Jahren, daß in einer großen Forstverwaltung in der Provinz Posen die Gehörnbildung der Böcke vollständig unzureichend war. Daraufhin wurden alle schwachen Böcke abgeschossen. Das Geschlechterverhältnis war danach etwa 1:8. Trotzdem waren alle Ricken beschlagen und setzten dem Augenschein nach jetzt mehr männliche als weibliche Kitze. Nach drei Jahren war das Geschlech-





Blätter, Blumen, Blattzeit / Phot. Konrad Tönges

terverhältnis wieder 1:1; eine Verbesserung der Gehörne war aber nicht eingetreten.

Noch schwerer als die Herstellung eines gesunden Geschlechterverhältnisses ist die Herstellung eines geregelten Altersklassenverhältnisses. Das Ansprechen auf das Alter hin macht in der Praxis die größten Schwierigkeiten. Wäre die Gehörbildung immer so, wie uns Ueckermann das in „Der Rehwildabschuß“ auf den Bildtafeln vorstellt, dann hätte man wenigstens am Gehörn wesentliche Anhaltspunkte für einen richtigen Bockabschuß. Die dort gezeigten Abwurfreihen stammen aber doch wohl von eingezwängerten oder in kleinen Gattern gehaltenen Böcken, in denen sie Sommer wie Winter gefüttert wurden. Hier kann die Gehörnentwicklung ihren normalen Verlauf nehmen.

In der freien Wildbahn ist das jedoch wesentlich anders. Hier kann sich das Gehörn oft so verändern, daß der Bock daran nicht wiederzuerkennen ist. Die Stellung der Rosenstöcke und damit auch die Auslage des Gehörns sowie die Form der Rosen ändern sich vom jungen zum alten Bock kaum (daß sie stärker werden, ist wohl selbstverständlich), aber daß ein guter Sechser zum Spießer oder gar zum Knubbelbock zurücksetzt, kommt in Wald und Feld viel öfter vor als allgemein bekannt ist. Unsere Rehe sind hinsichtlich Notzeiten, Parasitenbefall und sonstiger Erkrankungen sehr anfällig, und es ist wohl weiter nicht verwunderlich, wenn die Böcke sofort mit dem Schieben eines geringeren Gehörns reagieren.

Territorialbegrenzung und Gedrängefaktor: Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß der Bock im Frühjahr, gleich nach dem Fegen, bemüht ist, sich sein Revier zu erobern, abzugrenzen und zu sichern. Hierdurch hat sich eine gewisse Rangordnung unter den Böcken entwickelt. Weil der ältere Bock im allgemeinen früher fegt als der jüngere, ist er mit seinem Gehörn auch früher in der Lage, sich sein Territorium zu sichern. Es muß daher nicht immer der an Wildpret und Gehörn stärkste Bock sein, der seinen Standort zuerst behauptet. Das wußte man früher schon so gut wie heute und nutzte es beim Abschluß der Durchforstungsböcke auch entsprechend aus. Von der schädlichen Einwirkung des Gedrängefaktors auf unsere Böcke war aber noch nichts bekannt, und es bestand auch keine Veranlassung, sich groß darum zu kümmern.

In Revieren, in denen die Lebensbedingungen für Rehwild sehr günstig sind, ist der Bestand bisweilen auch sehr hoch. Nach Hennig („Rehwildverhalten und Rehwildhege“, WuH Nr. 1/63) überschneiden sich hier die Territorien der Böcke, und das um so mehr, je dichter der Bestand ist. Hier sollen nun vom Frühjahr bis zum Herbst zwischen den jeweiligen Besitzern der Territorien Kämpfe stattfinden, die nicht nur die Böcke besonders anstrengen, sondern auch Ricken und Kitze durch die ständige Beunruhigung so stark in Mitleidenschaft ziehen, daß sie unter Druck und in Angstzuständen leben. Unter dieser Einwirkung sollen sie psychisch so belastet werden, daß sich das nachteilig auf Körper und Gehörn auswirkt.

Sehr ausführlich geht Ed. Schmid, Bern, in „Die Problematik der Wilddichte“ (Forstliche Mitteilungen Nr. 13/63) auf das Thema ein. Er sagt u. a.: „Das biologische Fassungsvermögen eines Standortes ist also keineswegs maßgebend für eine optimale Bestandsdichte. Es gibt neben den Begrenzungsfaktoren aus der Umwelt auch solche, die in der Art selbst liegen. In meinen folgenden Ausführungen möchte ich nun einmal diese inneren Begrenzungsfaktoren, vor allem den sog. Gedrängefaktor in einen größeren Zusammenhang hineinbringen und seinen Wirkungsmechanismus zu erklären versuchen ... Der Gedrängefaktor (GF) wirkt zweifellos über den unspezifischen Anpassungsmechanismus der Tiere und erzeugt in diesen den Zustand, den wir ‚Streß‘ nennen ... Das Wort Streß ist englischen Ursprungs und bedeutet außer Druck und Stoß auch Spannung und Beanspruchung. Der Streß ist etwas anderes als ein Schock, er ist ein Zustand, und zwar der Spannung und Belastung. Durch Schock kann Streß erzeugt werden. Auch andere Ursachen – wie Hitze, Kälte, Hunger, Durst, psychische Erlebnisse, Brunft, Trächtigkeit, Vergiftungen, Witterung usw. –, die in diesem Zustand Streß hervorrufen, nennt man Stressoren. Der GF fällt auch darunter, ist also auch ein Stressor. Seine äußeren Erscheinungen – wie Gewichtsverlust, Wachstumsstörungen, Herabminderung der Resistenz – sind die ty-

pischen Folgen. Der sogenannte Kältetod von Rehen mit vollen Pansen an Futterstellen muß als eine Erschöpfung des Anpassungs-Syndroms (leere Nebennieren) angesehen werden. Gerade in diesem Falle wird es offensichtlich, daß die Nahrung (die Kalorien) die Anpassungsenergie nicht einfach ‚aufladen‘ kann. An konzentrierten Futterstellen haben wir die verschiedensten Stressor-Effekte zu erwarten: Gedrängefaktor, Störung des Äsungsrythmus, eventuell unnatürliche Äsung. Diese Stressorwirkungen können noch durch vorangehenden, meist chronischen Streß (permanente Sprünge) und abiotische Stres-



Er hat des Jägers Fieplaute richtig gedeutet! / Phot. J. E. de Harzir

soren (Kälte usw.) verstärkt werden (äußere und innere bedingte Faktoren). Eine Anhäufung von Losung begünstigt an solchen Orten die Entstehung der verschiedensten Krankheiten, die wiederum einen Streßeffect bedingen. Wenn wir erst noch wissen, daß auch die Nahrungsauswertung durch den Kollisionseffect als Stressor herabgesetzt wird, so bekommen wir einen Einblick in die gegenseitigen Wechselwirkungen von Begrenzungs- und Vernichtungsfaktoren.“

Das Wort „Streß“ und was man darunter versteht, war mir lange – und es wird auch den meisten Jägern so gegangen sein – unbekannt. Weil man in letzter Zeit aber gerade der Überbesetzung der Reviere und damit dem Gedrängefaktor, der nach Schmid doch nur ein „Stressor“ des Streß ist, so große Bedeutung beimißt, habe ich aus dem sehr bedeutenden Aufsatz von Schmid zum besseren Verständnis vorstehende Sätze herausgezogen. Das ist zwar noch alles Theorie, bietet aber weitere Anregung für Wissenschaft und Forschung.

In der Praxis habe ich etwas anderes erlebt, als aus dem Artikel von Ed. Schmid geschlossen werden kann, und darüber will ich jetzt berichten:

Daß die Bestandsdichte unserer Rehe in hierfür geeigneten Revieren sehr groß sein kann, wissen wir; das mag aber durch nachstehende Beweise noch erhärtet werden. Der Jagdmaler und Jagdschriftsteller W. Arnold hat im Jahre 1895 eine zehntägige Studienfahrt in die Fürst von Plessischen Jagdreviere unternommen. Hierüber berichtete er 1895 (in der Jagdzeitung „Das Waidwerk in Wort und Bild“ Nr. 24 und 25/1895) folgendes: „Bei einer Abendfahrt in Gesellschaft Oberförsters Wild fand ich Gelegenheit, vor allem den starken Rehbestand in Augenschein zu nehmen. Ich zählte nahezu 160 Stück in etwa zwei Stunden, darunter vier gute Böcke auf einer Fahrt von etwa 100 Schritt Länge beim Vesperbrot in den Wiesen.“ Soweit der Jagdmaler und Jagdschriftsteller Arnold.

Da die betreffende Revierfahrt in dem genannten Bericht genau beschrieben ist, kenne ich Äsungsverhältnisse und Einstände des in Frage kommenden Rehwildes ab 1911 sehr gut. Es handelt sich hier um Fasanerie-Reviere auf guten fruchtba-

ren Böden. In dem etwa 6000 ha großen Jagdgebiet, das die Reviere Schloßrevier, Hans-Heinrich-Fasanerie, Czarnedoly und Branitz umfaßte, lagen Feldgehölze, zahlreiche große Remisen, mit alten Eichen und Buschwerk bestockte Dämme sowie mit Weiden, Schilf und Rohr bestandene Gräben und Teichränder in buntem Gemenge mit landwirtschaftlich genutzten Flächen. Hier fanden die Rehe beste Lebensbedingungen, nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter. Von den etwa 6000 ha waren rund 1500 ha deckungsbietende Flächen. Hier standen gegen 750 Stück Rehwild, etwa 50 auf 100 ha.

In Ostdeutschland wurde zu jener Zeit das ganze Wintergetreide, ganz gleich, ob es sich um Gerste, Weizen oder Roggen handelte, schon sehr zeitig, meist schon im September gesät; denn es mußte, sollte es nicht auswintern, bei Eintritt des Frostes schon gut bestockt sein. Kam dann der Schnee, und er kam meist zeitig und reichlich, so fiel er trocken und locker. Die Rehe konnten sich ohne große Mühe ihre Äsung freischlagen, ganz besonders in den großen Rapsschlägen, die sich seit August schon üppig entwickelt hatten.

Für die nötige grobfaserige Äsung sorgten die verschiedensten Büsche und Sträucher, die auf Dämmen und Grabenrändern, ganz besonders aber als Unterholz in den Fasanenremisen, wucherten. Das Oberholz bestand hier neben vereinzelt Nadelbaumgruppen in der Hauptsache aus weiträumig angelegten, freistehenden samen- und masttragenden Bäumen, wie Akazien (Robinien), Ebereschen, Wildobst, Buchen und Eichen. Besonders die alten Eichen waren es, die hier infolge ihres Freistandes alljährlich reichlich Mast abwarfen, die nicht nur den Fasanen sondern auch den Rehen zugute kam.

Daß in solchem Jagdbetrieb in den Feldgehölzen und Remisen auch Rehfütterungen vorhanden waren, versteht sich wohl von selbst. Man braucht sich daher auch nicht darüber zu wundern, daß trotz einer so großen Bestandsdichte alljährlich starke und kapitale Böcke von 300 bis 400, vereinzelt auch bis zu 500 Gramm Gehörgewicht zur Strecke kamen. In diesem für Rehe äußerst günstigen Lebensraum war von Gedrän-

gefaktor und Streßeinwirkungen allerdings nichts zu merken.

In dem großen zusammenhängenden Waldgebiet von rund 30 000 ha standen auf der gleichen Flächeneinheit von 100 ha nur etwa fünf Rehe, im ganzen etwa 1500 Stück. Daß hier die Gehörne, trotz der viel geringeren Bestandsdichte, nicht so stark, grobgeperlt und knuffig waren wie die der Remisenrehe, hielt jeder für selbstverständlich. Es gab aber auch im Walde vereinzelt recht brave Böcke; denn schließlich grenzt der Wald ja auch wieder an Feld. Alles war somit in bester Ordnung, der Rehbestand hielt das, was man von ihm erwartete. So ging es bis zum ersten Weltkrieg, und keiner ahnte, daß das auch einmal anders kommen könnte!

Nach dem Kriege wurden in den Jahren 1919, 1920 und 1921 drei polnische Aufstände inszeniert. Während dieser Zeit wurden die Rehe in den Feldrevieren mit Schrot und Kugel, unter Mithilfe der französischen Besatzung sogar mit Maschinengewehren, bis auf 20 % zusammengeschossen. In den Waldrevieren blieben etwa 60 % am Leben. Nicht besser erging es den anderen Wildarten. Das ist nichts Außergewöhnliches; denn nach allen Kriegen, Aufständen oder Revolutionen ist auch das Wild der Leidtragende gewesen.

Was wir dann aber nach den Aufständen erlebten, widersprach all unseren Hoffnungen und Erwartungen. Trotz geringster Bestandesdichte und sorgsamster Hege gab es in den nächsten sechs, sieben Jahren keinen starken Bock, der auch nur 250 Gramm Gehörgewicht erreicht hätte. Nachdem 1922 u. a. auch der Kreis Pleß den Polen zugesprochen worden war (obgleich sich bei der Abstimmung eine bedeutende Mehrheit für Deutschland bekannt hatte) und wieder Ruhe eintrat, wurde die Hege des Rehwildes nach den alten Grundsätzen durchgeführt, die sich bis dahin doch vorzüglich bewährt hatten.

An Zahl erholte sich der Rehwildbestand schneller als es erwartet wurde; es fehlten aber – wie schon gesagt – die starken Böcke! In den Waldrevieren war das weniger auffällig. In den Feldrevieren dagegen, die bisher kapitale Gehörne geliefert hatten, standen wir vor einem Rätsel. *Fortsetzung folgt*

Kitze ohne Ricke trifft man in der Blattzeit öfter an / Phot. Georg Dieterich



Unser Rehwild im Spiegel jagdlichen Zeitgeschehens

WILLY BENZEL

1. Fortsetzung

Die alterfahrenen Förster und Heger kamen schließlich zu der Ansicht, daß in den Aufständen immer zuerst auf die stärksten Rehe geschossen wurde und dadurch die besten ausgerottet worden seien. Davon zeuge jetzt der Abschluß der vielen kümmerlichen Rehe. Von den Larven der Rachenbremsen und Hautdasseln sowie von Leberegel, Lungen-, Magen- und Darmwürmern seien jetzt mehr befallen als bei dem dichten Bestand! Sollte so etwas möglich sein, konnten da nicht noch andere Dinge mitsprechen?

Nach etwa sieben Jahren zeigte sich hier und da doch wieder ein starker Bock, der natürlich sorgsam geschont wurde. Auch gute Ricken mit starken Kitzen kamen wieder vor, und überall stieg die Hoffnung, daß wir in absehbarer Zeit doch wieder zu gesunden starken Rehen kommen würden.

Da kam der zweite noch größere Aderlaß: der sibirische Winter 1928/29, der uns Anfang Februar 1929 Kältegrade bis zu 40° C brachte; in den tieferen Lagen fiel das Thermometer sogar bis -42° C. Diese Kälte bei hoher Schneelage raffte von unseren Rehen mindestens 60% in Feld und Wald hinweg. Die ersten wurden an den Fütterungen verendet aufgefunden. Aber nicht „Streß“ war die Todesursache, sondern, wie die Untersuchungen ergaben, Magen- und Lungenwürmer! Den richtigen Überblick bekamen wir erst nach der Schneeschmelze. In den Dickungen, in denen die Rehe vor der bitteren Kälte Schutz gesucht hatten, saßen sie in ihren Betten und waren erfroren.

Von den etwa 2200 Rehen, die vor der Kälteperiode den Bestand in Wald und Feld bildeten, waren rund 1300 der grimmen Kälte zum Opfer gefallen, und nur noch etwa 900 Stück waren mit dem Leben davongekommen (Rot-, Dam- und Sika-wild hatten nicht darunter gelitten).

Jetzt, bei einem so dünnen Besatz von etwa drei Stück auf 100 ha der deckungbietenden Fläche, von dem nun doch angenommen werden mußte, daß nur die besten, gesündesten und stärksten Stücke diesen furchtbaren Winter überstanden haben konnten, sollte es nicht schwer sein, wieder einen Bestand heranzuhegen, der den der Vorkriegszeit an Güte über-treffen, zumindest ihm aber gleichkommen würde. Die Natur hatte in schärfstem Maße Auslese gehalten und es sicher besser gemacht, als es die tüchtigsten Jäger und Heger durch einen gekonnten Wahlabschuß hätten machen können.

Aber trotz sorgsamster Hege gab es in den nächsten Jahren keine starken Böcke. Das ganze Rehwild machte keinen guten Eindruck.

Zum besseren Verständnis nun aber noch einmal zurück zu jener Zeit, als der Jagdmaler und -schriftsteller Arnold im Jahre 1895 bei einer Pürschfahrt von vier Stunden etwa 160 Rehe in Augenschein nehmen konnte. Auf einer kurzen Strecke von nur 100 Schritt konnte er hierbei vier starke Böcke beobachten, die friedlich und in Ruhe ästen. Und das Anfang Juli vor der Brunft!

Nach der heutigen Auffassung mancher Wissenschaftler, Forscher und Jäger hätte es hier doch Territoriumskämpfe bis zur Selbstvernichtung geben und Gedrängefaktor und Streßauswirkung hätten den ganzen Bestand bis zur schlechtesten Verfassung herunterdrücken müssen!

Territoriumskämpfe gab es zu jener Zeit natürlich auch und wird es immer geben. Wenn zwei etwa gleichstarke Böcke aneinander gerieten, dann kämpften diese mitunter so lange, bis sie sich ermattet niedertaten. Dann aber kannten sie sich und gingen sich aus dem Weg. Weit konnte das natürlich nicht sein, denn dann wären sie bald wieder auf Gegner gestoßen. So kam es, daß sie sich öfter auf Sichtweite gegenüberstanden, ohne angriffslüstern zu werden.

Trotz des dichten Bestandes gab es aber nach wie vor starke bis kapitale Böcke. Davon konnte sich jeder überzeugen, der Gelegenheit hatte, die Jagdzimmer des Fürsten oder die Tro-

phäensammlungen anderer in Pleß jagender Jäger zu besichtigen.

Warum, so muß nun doch jeder fragen, gab es nach den polnischen Aufständen 1919/21 und nach dem sibirischen Winter 1928/29 in diesem für Rehwild doch hervorragend geeignetem Lebensraum keine starken Böcke mehr? Die Hege des Rehwildes wurde jetzt doch noch sorgfältiger als vordem durchgeführt! Während vor dem Kriege in der Hauptsache Sechserböcke erlegt wurden, entweder jagdbare oder solche, die ihrem Alter entsprechend zuwenig Geweihmasse zeigten oder schon zurückgesetzt hatten, wurde jetzt mehr in die jüngsten Altersklassen eingegriffen und möglichst alle Knopfböcke und Kümmerer, die es jetzt mehr als vorher gab, samt dem schwachen weiblichen Wild abgeschossen. (Solche Kümmerlinge mag es auch schon früher gegeben haben, vielleicht hatte man in der Masse nicht so sehr darauf geachtet?)

Sechserböcke blieben möglichst lange am Leben. Bei einer so geringen Wilddichte von etwa drei Stück auf 100 ha mußte sich in den nächsten Jahren doch ein so gesunder und kräftiger Rehbestand entwickeln wie nie zuvor; denn alle hemmenden Einflüsse waren beseitigt, und in den großen Revieren herrschte überall Ruhe.

Aber nichts von alledem, das Gegenteil war der Fall!

Die alten treuen Heger und Pfleger des Wildes waren doch noch da, und die Umwelt hatte sich doch auch nicht verändert!

War das wirklich so? Wie ich schon anfangs erwähnte, regte mich mein westpreußischer Landsmann Horst Schwinning, ehemaliger Besitzer großer Rittergüter in unserer Heimat, zur Bekanntgabe meiner Erfahrungen mit Rehwild an. Nachdem ich ihm meine Bedenken mitgeteilt hatte, schrieb er mir u. a. folgendes: „Ich betrachte die Dinge aus meiner Perspektive als Landwirt, der mit Tierzucht zu tun hatte und die Natur so gut es ging beobachtete. Nehmen wir eine Schafherde. Das A und O für Größenwachstum, Knochenentwicklung und sonstige Leistungen ist das Futter. Ausschlaggebend für die Entwicklung ist das Wachstum während des ersten Jahres. Wird im ersten Jahr etwas versäumt, wirkt es sich bei der Nachzucht aus, da die Milchleistung der Mutter bei schlechter Jugendentwicklung geringer ist, wie ich beobachten konnte. Ferner ist wohl zutreffend, daß Tiere mit schlechter Jugendentwicklung auch noch später gegen Krankheiten anfälliger sind, da sie wohl nicht genügend Abwehrstoffe bilden können.“

In Zützer und in Prellwitz (Rittergüter in Westpreußen) standen bis zum ersten Weltkrieg immer gute Böcke, dann war es zu Ende. Großes Rätselraten – ein gutes Gehörn wurde erbeutet. Etwa ab 1940 waren in Prellwitz wieder gute Böcke über 350 Gramm und später in Zützer auch wieder. – Großes Rätselraten – Reichsjagdgesetz, Hege mit der Büchse usw.? Die Lösung ist meiner Ansicht nach möglich. Bis zum ersten Weltkrieg wuchs Serradella, die im Winter zum Teil nicht untergepflügt wurde, und der Roggen kam gut und üppig in den Winter.

Nach dem Kriege kam der Kunstdünger. Serradella, die im Frühjahr wie früher in den Roggen gesät wurde, kam wegen zu dichten Standes des Roggens darin nicht mehr hoch. Außerdem wurde Serradella von einem Stengelpilz befallen und kümmerte. – Schlechte Böcke. –

Ab 1936 habe ich in Prellwitz nach Roggen, Zwischenfrucht aus Lupine (stüß), Wicken und Serradella angebaut (400 Morgen), die über Winter stehenblieb – gute Böcke –.“ Hier also eine reine Ernährungsangelegenheit während des Winters.

Den Ausführungen von Schwinning kann man entnehmen, daß sich nach dem ersten Weltkrieg in der Landwirtschaft hier und da Umwandlungen vollzogen haben, die nicht ohne Einfluß auf das Rehwild geblieben sind. Auch andere Landwirte haben mir bestätigt, daß durch die Verwendung von Kunstdünger die Herbstbestellung jahreszeitlich viel später erfolgen

konnte, sogar mußte als bei der früheren Dreifelderwirtschaft mit dem üblichen Brachland. Erfolgte bei Verwendung von Kunstdünger die Bestellung des Wintergetreides zu früh, dann kam es oft zu üppig in den Winter, lagerte sich bei hohem Schnee zu fest und konnte durch Schneeschimmel usw. mitunter ganz auswintern. War das nicht der Fall, dann stand die Frucht meistens so dicht, daß es viel Lagergetreide gab, welches den Ertrag erheblich schmälern konnte. Also wurde spät im Herbst gesät, das Getreide kam nicht so dicht bestockt in den Winter, und im Frühjahr konnte man – wenn nötig – mit Stickstoffdünger beliebig nachhelfen. Leidtragend in den Wald-Feldrevieren war das Wild, denn die Winteräsung war doch sehr viel knapper geworden.

In Pleß kam noch hinzu, daß die Rehe in den Aufstandsjahren nicht mehr so regelmäßig gefüttert werden konnten wie vormem. Jede Ansammlung an den Fütterungen mußte wegen der Wilderer vermieden werden. Auch die Heger waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Heger Kozik wurde hinterrücks beim Füttern ermordet. Heger Plewnia kam bei einem Zusammenstoß mit Wilderern ums Leben, und Heger Masny wurde, als er bei einem Raubüberfall einem Geldbriefträger zu Hilfe kam, erschossen. Es wäre noch von mehreren Fällen zu berichten, aber das würde hier zu weit führen.

Man könnte nun wohl sagen, da haben wir es ja! Zuerst ist die Äsung schlechter geworden, und dann kamen die Rehe vor Unruhe und Angst (alles Stressoren) nicht mehr dazu, sich normal entwickeln zu können! Andererseits kann man aber wohl auch der Meinung sein, daß, wenn vorher in den Feldhölzern und Remisen bis zu 50 Rehe genügend Äsung und Bewegungsfreiheit hatten, um einen vorzüglichen Bestand zu bilden, dann sollten jetzt auf der gleich großen Fläche etwa ein Sechzehntel davon sich nicht im Wege sein, zumal wieder Ruhe und Ordnung eingetreten und für den so geringen Besatz Äsungsmangel nicht zu befürchten war.

Der Wirkung des „Streß“ auf unser Rehwild kann man nach meinen Erfahrungen aus der Praxis nicht eine so große Bedeutung zumessen, wie das von Wissenschaftlern und Forschern bisweilen betont wird. Man ist geneigt, das menschliche Leben allzusehr mit der freilebenden Tierwelt direkt zu vergleichen; das geht zu weit. Der denkende, überlegende, berechnende, aufbauende, strebende und gewissenhafte Mensch, zum andern auch der rücksichtslose, raffgierige, skrupellose, sogar betrügerische, ist natürlich oft überlastet, geplagt und bedrückt. Die zahlreiche Konkurrenz kann ihn zu Boden zwingen, und Verzweiflungen und Depressionen schlimmster Art können die Folgen sein und Streß auslösen.

Das freilebende Tier kennt von all dem nichts. Wäre es nicht so, dann müßte eine Rehfamilie, aus deren Mitte gewaltsam ein Glied herausgerissen wurde, den Ort des Schreckens lange Zeit meiden. Das tut sie aber nicht.

Hierzu einige Beispiele aus der Praxis: Füchse hatten zu Anfang des Winters in einer Einzäunung ein Rehkitz gerissen, das dort mit der Ricke und einem geringen Bock, durch ein Loch im Zaun einwechselnd, Einstand genommen hatte. Wir kannten die drei recht gut. Weil das starke Kitz noch ganz frisch war, wurde es aufgebrosen und vor das Gescheide ein Tellereisen gelegt. Was hing am nächsten Morgen im Eisen – der geringe Bock! Er hatte doch sicher die Todesklage des gerissenen Kitzes miterlebt, war mit der Ricke geflüchtet und trotzdem bald wieder an den Ort des Schreckens zurückgekehrt. Solche oder ähnliche Beispiele könnte ich noch mehrere anführen, dafür sind heute noch Augenzeugen vorhanden.

In seinem Bericht „Die Problematik der Wilddichte (Forstliche Mitteilungen Nr. 13/63) erwähnt Ed. Schmidt, daß Bubenik auf Anregung Kriegs versuchte, durch tägliche Beunruhigung von Kitzböcken, die einen reflektorischen Angstzustand hervorrief, ihre Gehörbildung zu beeinflussen. Es gelang ihm tatsächlich, das Gehörwachstum durch solche Maßnahmen jederzeit zu unterbrechen. Soweit mir bekannt ist, beunruhigte Bubenik die Böcke durch Peitschen. Ich glaube, daß durch solche Maßnahmen auch große, gröbere Tiere als unsere sehr sensiblen Rehe ähnlich reagiert hätten!

In Pleß sollte ein Wisentstier zur Blutauffrischung verschickt werden. Als der Stier mit viel Mühe endlich eingefangen und aus seinem Fang mit dem flaschenförmigen Auslauf



Zeichnungen
Rien Poortvliet

glücklich im Transportkasten gelandet war, erfolgte der Abtransport mit einem Pferdegespann zur Bahn. Als der Wagen mit dem Stier am Bahnhof Pleß eintraf und die Lokomotive mit Pfeifen und Dampfblasen immer näher kam, der Urwaldbewohner sich in seinem engen Gehäuse aber weder wehren noch flüchten konnte, war er, von Angst und Schreck (Schock) überwältigt, durch Herzschlag verendet zusammengebrochen, obwohl er selbst D-Züge, die durch die Reviere brausten, kannte.

Wenn das einem so groben und dickfelligen Gesellen wie einem Wisentstier passieren kann, dann ist es doch durchaus zu verstehen, daß die zierlichen Rehböckchen, wenn sie nur die bekannte Peitsche sahen, an den Wänden hochgingen und dies Folgen auf das Gehörwachstum zeitigte. Aber nur, weil sie gefangen waren und nicht flüchten konnten!

Wäre es in der freien Wildbahn auch so, daß sich die Tiere dem Ort des Schreckens nicht durch die Flucht entziehen könnten, dann dürfte es in Gebieten, in denen noch Großraubwild jagt, auch keine starken Rehe mehr geben. Die müßten doch, wenn der Luchs wie ein Donnerkeil von seiner hohen Warte herab ein Stück aus ihrer Mitte reißt oder wenn Wölfe die Rehe hetzen und reißen, daß die Todesklage durch Berg und Tal schallt, schier vor Schreck und Angst (Schock, Streß) vergehen! Wir glauben aber zu wissen, daß gerade das Fehlen des Großraubwildes die Rehwildbestände nicht verbessert, sondern verschlechtert hat.

Bedenken wir, was ich bisher über die Plesser Rehe gesagt habe, dann wird doch vieles, was wir über das Rehwild zu wissen glauben, direkt auf den Kopf gestellt! Einmal zeigt sich uns ein in bester Umwelt lebender sehr dichter Wildbestand

mit gesunden, starken Rehen und kapitalen Trophäen, und dann in demselben Gebiet bei dünnem Besatz nur schwaches, kümmerliches Wild! Wie war es möglich, daß solche Kümmerlinge bei bester Hege überhaupt vorkommen und sich solange halten konnten?

Vielleicht trägt ein Beispiel aus dem Pflanzenreich etwas zur Klärung bei: Betrachten wir einmal einen edlen Apfelbaum, der in voller Blüte steht. Das Wetter ist günstig, es kommt keine längere Regenperiode, und auch Spätfröste treten nicht auf. Bienen und andere Insekten sind genügend zur Befruchtung da. Daraufhin wird es eine Ernte geben, daß die niederhängenden Zweige gestützt werden müssen. Die Äpfel sind auch schön glatt und gesund, einige madige wird es natürlich auch geben, aber die spielen bei der sehr guten Ernte gar keine Rolle. Alles freut sich über die herrlichen Früchte!

Im nächsten Jahr blüht der Baum nicht so gut. Es ist doch viel Fruchtholz bei der vorjährigen sehr guten Ernte beschädigt worden. Das Wetter ist auch nicht sehr günstig, und nun können wir mit Entsetzen feststellen, daß die wenigen Blüten auch noch meistens von den Larven des Apfelblütenstechers befallen und ausgefressen sind. Der Baum hat daher sehr wenig Früchte angesetzt. Die wenigen – so muß man doch wohl annehmen – müssen jetzt doch sicher sehr groß werden und gesund sein. Aber nichts dergleichen! Die Äpfel sind im Herbst meistens klein, verkrüppelt und madig, „da sitzt der Wurm drin“, die Larve eines Schmetterlings, des Apfelwicklers. Die wenigen Schadinsekten, die bei der vorjährigen sehr guten Ernte nicht beachtet wurden, haben gut überwintert und genügt, bei den wenigen diesjährigen Blüten das anzurichten.

Kann es so oder ähnlich nicht auch bei unseren Plesser Rehen gewesen sein?

In jedem Revier gibt es bevorzugte Äsungsflächen, die am häufigsten vom Wild besucht werden. Einzelne von Schmarotzern jeglicher Art befallene Rehe wird es schon immer gegeben haben, die in der Masse aber nicht auffielen. Naturgemäß haben überlebende, verseuchte Stücke die Eier oder Larven von Parasiten dort abgesetzt, wo sie sich am meisten aufhalten, also auf guten Äsungsflächen. Dort wurden sie dann auch von den wenigen übriggebliebenen Rehen, ob mit oder ohne Zwischenwirte, wieder aufgenommen.

Bei den sehr sorgsam durchgeführten Untersuchungen der erlegten Rehe wurde auch vielfach der Befall von Lungenwürmern festgestellt. Bei den Böcken mit gekrümmten, verbogenen oder gedrehten schwachen Gehörnen konnte man das schon vor der Untersuchung mit einiger Sicherheit voraussagen.

Nach der Schneeschmelze war auf den grünen Feldern manches Stück Rehwild gefunden worden. Bei allen wurden Magen- und Darmwürmer festgestellt. Die von diesen Parasiten befallenen Rehe gingen viel häufiger ein, als wenn sie von Lungenwürmern, Leberegel, Rachenbremsen oder Hautdasseln verseucht waren. Das war uns also schon nach dem ersten Weltkrieg bekannt. Sicher ist das danach auch schon des öfteren bestätigt worden.

Nach den Erfahrungen des Veterinärrates Dr. Walter Ker-

schagl, Wien, (sie fußen auf der Sektion von rund 10 000 Stück Wild) kommen auf einen Todesfall durch Lungenwurmseuche, 20 bis 30 Todesfälle durch Magen- und Darmparasiten! Kümmerern wird das Wild durch einen starken Befall von Lungenwürmern sicher – und das ist es gerade, was bei unseren Rehen die Entwicklung und damit das Zurücksetzen zu geringen und abnormen Gehörnen, oft bis zur Spießerstufe, verursacht! –, aber Todesfälle durch Lungenwürmer sind nicht oft festzustellen.

Daß die Folgen des Winters 1928/29 für unsere Rehe schlimmer als die Aufstände waren, habe ich schon erwähnt. Bei der hohen Schneelage und der sibirischen Kälte mußte man doch annehmen, daß nun alle von Parasiten befallenen, kranken, schwachen und überalterten Stücke eingegangen seien. Das war auch wohl geschehen, aber die Überlebenden waren auch so geschwächt, daß die Ricken nur sehr schwache Kitze setzten und die Böcke nur kümmerliche Gehörne schieben konnten.

Wer aber angenommen hatte, daß mit den verseuchten, durch die große Kälte eingegangenen Rehen auch die Parasiten verschwunden seien, der hatte sich gehörig getäuscht. Noch nach Jahren wurden immer wieder Böcke mit kümmerlichen, verbogenen oder sonstwie verunstalteten Stangen erlegt, die Lungenwurmbehaftung zeigten, genau wie kümmerndes weibliches Rehwild. Zwar wurden während der Jagdzeit selten Lungenwürmer gefunden, aber die verdickten rötlich-gelblich-grauen Lungenränder zeigten mit aller Deutlichkeit an, daß sie davon befallen gewesen waren. Nach meinen Beobachtungen werden vor allem die Lungenwürmer im Frühjahr, nachdem die Böcke die kümmerlichen Gehörne geschoben und die Ricken die Kitze noch in der Tracht haben, von den Wirtstieren (durch Luft-röhre, Schlund, Magen, Darm) mit der Losung abgesetzt. Daher mag es auch wohl kommen, daß man bei Rehen, die während der warmen Jahreszeit erlegt werden, kaum Lungenwürmer findet, daß aber bei im Winter eingegangenen Stücken oft große Mengen von Lungenwürmern vorhanden sind.

Bemerkenswert – wenn auch nicht ungewöhnlich – dürfte es noch sein, daß 1929 in den von Pleß nur etwa 40 km entfernten Westkarpaten, den Beskiden, in Höhenlagen bis zu 1200 m das Thermometer nicht unter 25 Grad C gesunken war. Wie mir Forstinspektor Pichler erzählte, waren die Rehe hier sehr gut durch den Winter gekommen. Während in den tiefen Lagen von Oberschlesien (etwa bis 300 m) die Krankenhäuser von Menschen mit erfrorenen Gliedern überfüllt waren, kehrten die Wintersportler aus den Beskiden braungebrannt und frisch zurück. Bei uns waren auch fast alle Edelobstbäume (wie das sensible Rehwild) erfroren. Nur weniger gute Sorten und Wildobstbäume hatten die furchbare Kälte überstanden.

Es vergingen acht bis zehn Jahre, ehe wieder Böcke mit guten Gehörnen auftauchten. Für uns war das ein sicherer Weiser, daß sich der gesamte Rehwildbestand im Zuge der Aufwärtsentwicklung befand. Leider haben wir weitere Feststellungen nicht machen können, da wir Reichsdeutschen mit Ablauf des Jahres 1937 von den Polen aus unseren Stellungen entlassen wurden.



Von 1939 bis 1945 war Oberschlesien wieder in deutschem Besitz. Die Plesser Forsten waren vom deutschen Staat übernommen worden. Nach Mitteilung von Forstmeister W., der als polnischer Staatsbürger deutscher Nationalität in seiner Stellung verblieben war, erfuhr ich, daß trotz größter Ruhe in den Einstandsgebieten der Rehe und sorgsamster Hege keine solch kapitalen Böcke wie vor dem ersten Weltkrieg vorgekommen sein sollen. Es war aber Krieg, und an Futter wurde gespart.

Über alles, was dem Rehwild nützlich und dienlich sein könnte, haben Wissenschaftler und Forscher, der Deutsche Jagdschutz-Verband, die Landesjagdverbände, die Kreis- und Ortsjagdvereine sowie Experten aus den Reihen der Jäger in Büchern, Jagdzeitschriften und Vorträgen hingewiesen.

Nach all diesen Mühen, die man sich besonders nach Inkrafttreten des BJG gemacht hat, müßte das Ziel, einen gesunden, kräftigen Rehwildbestand heranzuhegen und zu erhalten, schon längst erreicht sein. Daß das aber noch lange nicht der Fall ist – abgesehen von einigen größeren Privat- oder Staatsjagdrevieren –, kann man immer wieder bei den Trophäenschauen erleben, die keinen sichtbaren Erfolg erkennen lassen. Das kann auch nicht sein, weil die Sprünge, die die Natur bisweilen macht, sei es durch furchtbare Kälte, übermäßige Nässe oder zu große Dürre, nur sehr langsam wieder ausgeglichen werden können, weil die Winter in unseren Breiten im allgemeinen nicht hart

genug sind, um regelmäßig alles schwache und kümmernde Wild restlos hinwegzuraffen, weil schwache, kümmernde Stücke nicht in der Lage sind, genügend Abwehrstoffe gegen Krankheiten oder Parasitenbefall, der viel häufiger vorkommt als allgemein angenommen wird, zu bilden, weil das sehr sensible Rehwild seinen Phänotypus von Jahr zu Jahr durch Witterungseinflüsse, Parasitenbefall oder Äsungsmangel, besonders in bezug auf das Gehörn, derartig verändern kann, daß daraus keine sicheren Schlüsse auf die Abschlußnotwendigkeit oder das Lebenlassen gezogen werden können, weil wir Jäger dadurch nicht in der Lage sind, den Hegeabschuß so durchzuführen, daß eine Verbesserung des Bestandes gewährleistet wird. Hinzu kommt noch, daß kranke Wild sich meistens in Deckung aufhält und dem Jäger nicht vor die Büchse kommt, weil mitunter gerade die besten Erbträger der Kugel zum Opfer fallen, da sie in harten Wintern bittere Not leiden mußten, während weniger gut veranlagte, Fütterungen erreichen konnten.

Alle anderen Einflüsse, wie Gedrängefaktor, Streß oder Überalterung des weiblichen Rehwildes, spielen, wie ich schon nachzuweisen versucht habe, meiner Ansicht nach nicht die große Rolle, die ihr von mancher Seite beigemessen wird.

Fortsetzung folgt

Unser Rehwild im Spiegel jagdlichen Zeitgeschehens

WILLY BENZEL

2. Fortsetzung

Da Selbsterlebtes immer überzeugender ist als angenommene Fälle, will ich über einige kurz berichten: Im Revier Kobier standen auf einer großen Wiese zwei Böcke, die, durch eine vielbefahrene Eisenbahnstrecke getrennt, ihre Einstände behaupteten. Beide konnten je vier Jahre alt sein. Während der östlich der Bahn stehende Bock nur ein dünnstängiges Sechsergehörn trug und schon auf der Abschußliste stand, hatte sich der westlich stehende zu einem sehr starken Sechser entwickelt.

Im Mai 1929 (nach der großen Kälte und hohen Schneelage im Februar) hatte ein starker Spießer mit lauscherhohen Stangen den aus dem Vorjahre bekannten sehr guten Bock aus seinem Einstand abgeschlagen und verdrängt. Wie vorgesehen, sollte zuerst der Dünnstängige fallen. Da er aber nach der barbarischen Kälte sein Gehörn kaum verändert hatte, war es eigentlich selbstverständlich, daß jetzt zuerst der Bock mit dem „Mördergehörn“ an der Reihe war. Den Abschluß erledigte ich auch bald nach Aufgang der Jagd. Nach dem Gebiß war er etwa fünf Jahre alt. Recht befriedigt war ich über den richtigen Abschluß! Als aber dann viele starke Böcke mit recht kümmerlichen Gehörnen in die Plesser Wildkammer eingeliefert wurden, wurde das mit Recht auf die große Kälte zurückgeführt und der Abschluß eingestellt.

Warum hatte aber der dünnstängige Sechser nicht zurückgesetzt? Die Antwort darauf erfuhr ich bald. Ein Schrankenwärter, der an einem wenig befahrenen öffentlichen Weg in seinem Häuschen im Walde saß, erzählte mir, daß er während des strengen Winters immer einen Rehbock mit Heu, Kartoffeln oder Küchenabfällen gefüttert habe. Er habe seine Freude daran gehabt, weil das ziemlich zahme Tier schon immer bei Tage am Futter stand, was er von seinem Fenster aus gut beobachten konnte. Daher kam es, daß der dünnstängige Ab-

schußbock am Leben blieb und der starke Zukunftsbock als „Mörder“ fallen mußte. So oder so ähnlich wird es sicher schon manchem vererbungswürdigen Bock ergangen sein.

Noch viel häufiger kommen Fehlabschüsse vor bei Böcken, die von Parasiten befallen sind: In meiner neuen Stellung in Deutsch-Oberschlesien brachte mir im Frühjahr 1938 ein Bauer ein Rehkitz, das ihm in die Mähmaschine geraten war. An der linken Flanke und der linken Keule war es arg verletzt. Um es vor Fliegen und damit vor Maden zu bewahren, behandelte ich es mit dem bekannten Gewehröl Ballistol. Die Wunden heilten gut, an den Narben war es aber immer zu erkennen. Unter der Pflege unserer Tochter Ingeborg gedieh das Böckchen prächtig, zumal es sich in dem großen, parkähnlichen Garten des Forstamtes Steineich nach Belieben tummeln konnte. Im November entwickelte es Rosenstöcke, aber keine Plättchen oder Knöpfchen, die meistens im Februar oder März gefegt und abgeworfen werden, sondern schob gleich starke Spieße, die erst Ende Juni gefegt wurden. Im zweiten Jahr trug der Bock ein unerwartet gutes Sechsergehörn, das schon Anfang Mai blank war. Jetzt wurde „Ingo“ so unerträglich und böseartig, daß außer Ingeborg kaum jemand den Park betreten durfte. Das konnte ich natürlich nicht verantworten.

Da ich aus Erfahrung wußte, daß zahme Böcke, wenn sie einfach im Wald ausgesetzt werden, auch hier Menschen angreifen und daher bald ums Leben kommen, wurde Ingo in eine etwa zwei Hektar große eingegatterte dreijährige Kultur gebracht. Mit Rvf. Kusch hatten wir diese als Einstand für den Bock sorgfältig ausgewählt. Er war bequem zu erreichen, bot neben guter Äsung auch gute Deckung und Witterungsschutz in den vorwüchsigen Anflughorsten. Ein sehr starker Eichenüberhälter sorgte fast alljährlich mit reichlicher Mast für



Rehwild im Revier. Schnelle elegante Bewegungen bei der Flucht . . .

Herbst und Winter. Sobald die guten Gräser hart und strohig wurden, erhielt unser Bock neben gutem Heu auch gequetschten Hafer und zerkleinerten Leinkuchen als Ersatz für fehlendes Eiweiß, aber nur soviel, wie er täglich aufnahm. Das zweite Gehörn warf der Bock schon im Oktober ab und schob als dritten Kopf dann ein derart kapitaless Sechsergehörn, wie wir das nicht für möglich gehalten hätten. Die Abwürfe vom zweiten Kopf haben wir in dem Gras und den zahlreichen mit Him- und Brombeeren bewachsenen Stellen nicht gefunden.

Mitte Februar 1941 hatte der Bock sein hochkapitales Gehörn fertig vereckt; man hatte den Eindruck, als ob er das klobige langendige Bastgehörn kaum zu tragen vermochte. Einige Tage später wurde das Futter nicht mehr angenommen; der Bock war und blieb verschwunden! Es war naheliegend, daß er gewildert worden war. Dazu war nicht einmal eine Waffe nötig, denn er griff jeden Fremden, der das Gatter betrat, rücksichtslos an und konnte daher leicht erschlagen werden. Alle, die wir den kapitalen Bock kannten, haben lange um ihn getrauert. Von dem kapitalen Gehörn konnte keine Spur entdeckt werden.

Im August 1942, nachdem die großen Getreideschläge gemäht waren und den Rehen keine Deckung mehr boten, schoß Rvf. Kusch einen starken Spießbock mit verdrehten und verbogenen starken Stangen. Als er den Bock aufbrechen wollte, erschrak er sehr; denn es war Ingo, an den Narben an der linken Flanke und der Keule deutlich zu erkennen. Bei dem sehr sorgfältig durchgeführten Aufbrechen wurden keine Parasiten gefunden, aber die Lungenränder waren zum Teil verhärtet und wiesen eine grau-gelbliche Flüssigkeit auf, das sicherste Zeichen, daß er von Lungenwürmern befallen gewesen war. Nach seinem Ausbrechen aus dem Gatter hatte er sich diese sicher auf den großen Viehkoppeln geholt. —

In meinem Forstamt lag in dem ausgedehnten Waldgebiet eine etwa 20 ha große, aus Feld, Hutungen und Buschwerk bestehende Enklave, die zur Gemeinde Steineich gehörte. Gegen Rotwild war sie eingegattert, aber Rehwild wollten und Sauen konnten wir den Zutritt nicht verwehren. In einem aufgegebenen Kalksteinbruch, der jetzt verwildert dalag, stand ein noch junger, aber schon sehr guter Sechserbock, von dem wir noch

viel erhofften. Bei genauem Betrachten mit einem guten Jagdglas konnte man sehen, daß der rechte Lauscher oben ein wenig aufgeschlitzt war, ein gutes Zeichen zum dauernden Erkennen des Bockes.

Im August des nächsten Jahres klagten die Bauern über starken Wildschaden durch Schwarzwild. Ich setzte mich an dem geschädigten Kartoffelacker an, und da erst bei Schwinden des Büchsenlichtes ein typischer Abschlußbock in die Kartoffeln zog, schoß ich ihn. Als ich vor dem an Wildpret starken Spießbock mit den verbogenen Stangen stand, erkannte ich an dem rechten Lauscher, was ich angerichtet hatte. Der Bock hatte keine Parasiten mehr, aber an den Lungenrändern war deutlich sichtbar, daß er von Lungenwürmern befallen gewesen war.

Der Abschluß der beiden Böcke war nach dem Gehörn durchaus gerechtfertigt. Er war nur insofern bedauerlich, weil uns mit den immer erkennbaren Merkmalen jede Beobachtung über die Weiterentwicklung dieser beiden Böcke genommen worden war. Die Gehörnbildung deutete durchaus auf Lungenwurmbefall hin. Da aber weder in den Lungen noch in den Bronchien Lungenwürmer zu finden waren, konnte schon im nächsten Jahr die Gehörnbildung wieder normal sein (besonders nach einem guten Jahr). Vielleicht sind das dann gar jene kapitalen Böcke, die nach völliger Gesundheit hier oder da plötzlich auftauchen, ohne daß sie vorher bekannt waren? Wir wissen es nicht. Der Forschung bleibt hier noch viel zu tun.

Wir wissen auch nicht, wieviel Zukunftsböcke alljährlich auf Trophäenschauen als Abschlußnotwendige anerkannt werden, nach den Abschlußrichtlinien sogar anerkannt werden müssen, weil die Trophäen den an sie gestellten Anforderungen nicht entsprechen. Ursachen für das Zurücksetzen gibt es sehr viele, zum Teil habe ich sie schon näher beleuchtet. Es wird daher auch kaum einen Jäger geben, der behaupten kann, durch immer richtig durchgeführten Hegeabschuß seinen Rehwildbestand sichtlich verbessert zu haben. Wo das aber der Fall ist, ist es besonders durch Verbesserung des Lebensraumes oder zweckentsprechende Fütterung erfolgt. In jedem Fall verdient das Anerkennung.

Mögen die Abschlußrichtlinien auch noch so sorgfältig aufgestellt und noch so fein ausgetüfelt sein, vor Fehlabschüssen

können sie uns nicht bewahren. Es wundert mich daher auch gar nicht, wenn Friedrich von Gagern, der hervorragende Wildkenner, Heger und Jäger, der ausgezeichnete Schriftsteller, ein oder zwei Jahre vor seinem Tod die Abschußrichtlinien einer kritischen Betrachtung unterzieht und seine Meinung in dem Artikel: „Der Abschußbock“ (Der Anblick, Heft 11/62), der mit funkelnder Ironie geschrieben ist, wiedergibt. Nur einige kurze Ausschnitte mögen den damals wie heute aktuellen Bockabschuß beleuchten: „... Der Abschußbock ist zwar eine besondere Wildart; allein sie kommt nicht überall unvermischt in hinreichender Menge vor und muß folglich erst konstituiert, kombiniert und konstruiert werden. Konstruktion hängt mit Theorie zusammen. Theorie gewöhnlich mit Irrlehre. Die Spezialliteratur über den Abschußbock ist voller Konstruktionen, Theorien und Irrlehren. Damit wären wir bereits im Herzen unserer Angelegenheit.

Es wird gelehrt: Der Abschußbock ist ein solches männliches Reh, welches zu Wildstandes, Waidmanns und gemeinem Nutz zuallererst sterben darf, soll und sogar muß. Man teilt diese bevorzugten Todeskandidaten ein in die Klassen Ib und Ib. Angehörige der letzteren Klassen sind die begehrtesten.

Denn das schwer überschattete Mitglied der ganz rädigen und verworfenen Klasse Ib darf zwischen den äußeren Gehörorganen nur zwei ganz kleine, unansehnliche oder häßliche Stückchen Jahresproduktion an Hautknochen, der Genosse der Stufe Ib dagegen an derselben Stelle zwei weit längere, dickere, rauhe, nur nach maßgeblicher Menschenmeinung irgendwie von der maßgeblichen Menschenregel abweichende Stücke der männlichen wertvollen Substanz tragen.

Sind besagte Aufsätze von Jugendlichen etwas länger, korrekter, besser stilisiert, angemessen ausgeschmückt oder am Ende gar als Ergebnis einer in Überstunden vollbrachten Fleißaufgabe zweiseitig ausgeführt, so heißen ihre Verfertiger gute Spießler, Gabler, hoffnungsvolle Erbgaranten der Zukunft, sie haben gut oder mit Auszeichnung absolviert, sind gefeite

Musterknaben, sind unantastbar und besitzen die Anwartschaft auf engere Auslese und Führerstellen.

Nach dem Stück Rehwild unter den hautknöchernen sekundären Geschlechtsmerkmalen wird nicht viel gefragt. Also nur nach dem Produkt; nicht nach dem Produzenten. Und hier setzen wir mit dem vollen Ernst unserer ketzerischen Überlegungen ein ...“

Nun, das hat sich inzwischen doch geändert. Seit jener Zeit, als von Gagern ironisch über die Abschußrichtlinien schrieb, sind schon wieder 25 Jahre vergangen. Die Zeit ist aber nicht stehengeblieben, vielmehr haben maßgebende Kräfte weiter versucht, dem Rehwildproblem, das eigentlich mehr ein Problem der Jäger ist, neue Impulse zu geben. Daß diese zunächst auch weiterhin problematisch bleiben werden, ist nicht von der Hand zu weisen; denn die Wandlung vom Durchschnittsjäger – ganz abgesehen vom Schiesser und nur Beutemacher – zum gerechten Waidmann, der firm im Ansprechen ist und mehr auf den Produzenten als auf das Produkt, das der Bock zwischen den Lauschern trägt, achtet, der enthaltsam, sehr geduldig und auch opferbereit sein muß, wird schwer zu erreichen sein. Aber trotz allem wird auch weiter daran gearbeitet werden müssen und schließlich doch zum Erfolg führen.

Als ich 1949 nach schweren Jahren – die ich in der Mark Brandenburg als Landarbeiter und im Sächsischen Erzgebirge als Waldarbeiter verbringen mußte – mit 60 Jahren als Heimatvertriebener im Bundesgebiet ankam, konnte ich natürlich keinen Anspruch auf Anstellung im Forstdienst erheben; denn der Andrang auch jüngerer Forstleute aus dem Osten war groß. Diese mußten nach Möglichkeit zuerst untergebracht werden. Um nicht ohne Beschäftigung zu sein, trat ich bei der Holzgroßhandlung Gebrüder Grabowski, der wir schon in Oberschlesien Holz geliefert hatten, ein, und kaufte Grubenholz für das Ruhrrevier.

Bei dieser Tätigkeit hatte ich Gelegenheit, das Rehwild auch

... oder vertraut in harmonischer Zweisamkeit / 2 Photos E. Marguier



im Westen kennenzulernen, vor allem aber viele Trophäenschauen im ganzen Bundesgebiet zu besuchen. Was ich als Trophäenbewerter der Vorkriegszeit schon ahnte, wurde mir hier mit aller Deutlichkeit bestätigt. Bei solchen Schauen strahlten fast alle Gesichter. Die meisten, weil sie mühevoll und ehrlich gewaidwerkt hatten und nun als Lohn für den gut durchgeführten Richtlinienabschuß Anerkennung fanden. Einige, weil es ihnen geglückt war, den Bewertern durch Vorzeigen falscher Unterkiefer oder gar Jahre vorher erlegter Kümmerlingsgehörne ein Schnippchen zu schlagen. Darüber freuten sie sich und gaben das auch ihren Gesinnungsgenossen durch Zeichen oder Zuflüstern bekannt. Andere, meistens Jungjäger, blickten so trostlos drein, als ob ihnen durch den Fehlabschuß eines einzigen Bockes, für den sie jahrelang Hegearbeit geleistet hatten, die Jägerfreuden gesperrt werden könnten. All das konnte ich nur erfahren, weil ich mich scheinbar als Laie unter die Jäger mischte. So sah es früher aus, und so ist es auch heute noch; das wissen auch die meisten Jäger. Schäden, die sich im Inneren von Organisationen entwickeln, sind schwer zu erkennen und daher auch besonders schwer zu beseitigen.

Oft habe ich in Jägerkreisen gehört, daß es zu Vaters- und Großvaterszeiten viel mehr und auch viel kapitalere Böcke gab, und daß solch geringe, minderwertige Gehörne, wie sie heute bei den Trophäenschauen zu sehen sind, nicht vorgekommen seien. Knopfböcke und Kümmerlinge hat es unter dem Rehwild schon immer gegeben, im Osten wie im Westen, aber bei vielen Jägern galt es als waidgerecht, nur Sechserböcke zu erlegen. Geringere Gehörne wurden nicht als Trophäen betrachtet und vergarmelten meist in Kisten verpackt in Abstellräumen. Solche Köderkisten für Speckkäfer und Motten habe auch ich noch entdeckt.

Daß es vor Inkrafttreten des Reichsjagdgesetzes viel weniger Rehwild gab als derzeit, wird von den Jägern wohl niemand bezweifeln. Daß aber, wie vielfach behauptet wird, die kapitalen Gehörne in Ostdeutschland erbeutet wurden, stimmt nicht ganz. Die stärksten Rehgehörne, die in acht Jahrzehnten auf deutschen Jagdausstellungen gezeigt wurden, kamen nicht aus Ost-, sondern aus Mittel- und Westdeutschland.

Das stärkste deutsche Gehörn, das 1895 auf der ersten deutschen Jagdausstellung in Berlin gezeigt wurde, kam aus der Mark Brandenburg. Eine Bewertung nach Punkten gab es damals noch nicht. Ein ähnliches System, wie es Bieger später vervollständigte, wurde aber schon vorgeschlagen. Auf der Int. Geweihausstellung 1937 in Berlin hatte das stärkste deutsche Gehörn 166,5 Int. Punkte. Es kam aus Eichberg in Baden. Auf der Int. Ausstellung 1954 in Düsseldorf kam das stärkste deutsche Gehörn aus Ochtendung in der Eifel. Es hat 160,85 Int. Punkte. Auf der deutschen Jagdausstellung 1963 in München, auf der nur Böcke aus der Bundesrepublik ausgestellt waren, wurde das stärkste Gehörn mit 149 Int. Punkten bewertet. Es kam aus dem Fürst Öttingen-Spiegelberg'schen Revieren in Schwaben.

Auf allen deutschen Ausstellungen hat es immer einige deutsche Gehörne gegeben, die mehr als 500 Gramm Gehörngewicht hatten. Sie kamen immer aus einem Lebensraum, der die Voraussetzungen hierfür bot und wo außerdem auch noch etwas für das Rehwild getan wurde, sei es durch Verbesserung der natürlichen Äsung oder Zufüttern geeigneter, vollwertiger Futtermittel im Winter. Daraus könnte mancher Jagdinhaber eine Lehre ziehen.

Wollte man in der freien Wildbahn aber regelmäßig solch kapitale Böcke heranhegen, dann würde man bald zu der Erkenntnis kommen, daß es bei unserem sensiblen, gegen Witterungseinflüsse, Krankheiten und Parasitenbefall sehr anfälligen naschhaften Rehen Fehlschläge über Fehlschläge geben würde. (Vogt hat es in seinem Versuchsgatter im Tetschener Erzgebirgsrevier Schneeberg auf armem Waldboden bei bester ganzjähriger Fütterung fertiggebracht, hochkapitale Böcke von 700 bis 800 Gramm Gehörngewicht zu züchten, und das nicht nur in Einzelfällen.)

Daß wir das nicht in die freie Wildbahn übertragen können und auch nicht wollen, steht außer Zweifel. Außer Zweifel steht aber auch, daß diese wissenschaftlich und planvoll durchgeführten Fütterungen für alle Cerviden von außerordentlicher



Zeichnungen
Rien Poortvliet

Bedeutung sind. Und wo heute gegenüber der Zeit vor Inkrafttreten des RJG eine Verbesserung der Gehörne bzw. Geweihe festzustellen ist, ist sie mehr auf eine zweckentsprechende Fütterung während des Wachsens der Trophäen oder auch auf eine Verbesserung des Lebensraumes des Wildes als auf einen in der Praxis nur schwer durchzuführenden Wahlabschuß zurückzuführen.

Einen ungefähren Überblick über unsere Rehwildbestände dürften die Geweihausstellungen geben und auch von allgemeinem Interesse sein. Von der I. Deutschen Geweihausstellung, die am 27. Januar 1895 in Berlin eröffnet wurde, berichtet Dr. G. Rörig: „Ausgestellt wurden über 600 Rehgehörne, die zum Teil die Erwartungen erheblich übertrafen... Darunter befanden sich keine Gehörne über 29 cm Stockmaß über der Rose gemessen... Der Durchschnitt der besseren Gehörne dürfte sich zwischen 350 und 500 g bewegt haben... Es gab nur einige Gehörne, die 500 g erheblich überschritten... Enttäuschend war die Ausstellung für viele Jäger, die von ihren ausgestellten Trophäen erwartet hatten, daß sie gar nicht übertroffen werden könnten, und nun feststellen mußten, daß sie unbeachtet in der Masse der nicht prämierten untergingen. Dabei soll selbstverständlich nicht gesagt werden, daß nur die prämierten Gehörne brav und sehenswert seien – nein, auch die meisten der anderen dienen der Ausstellung zur Zierde und finden das Lob des Besitzers.“

Aus den Aufzeichnungen von Rörig kann entnommen werden, daß die Rehgehörne vor der Jahrhundertwende – trotz einer viel geringeren Bestandsdichte – nicht stärker waren als heute. Das beweisen auch die nachstehenden Auszüge aus den Katalogen späterer Ausstellungen.

Um nicht mit einem Schwall von Zahlen aufzuwarten – die doch kaum jemand liest –, will ich nur kurz festhalten, wie es früher war und wie es heute ist. Zum Vergleich will ich zunächst nur die Int. Goldmedaillenböcke heranziehen, die wir in der Bundesrepublik schon immer hatten, heute noch haben und nach der Erkenntnis einfacher, praktischer Hegemaßnahmen auch noch vermehren können, um gegen unsere östlichen Nachbarn nicht gar zu weit ins Hintertreffen zu geraten. Um zu zeigen, wie schwer das zu erreichen sein wird, habe ich den Zeitspiegel um fast ein Jahrhundert zurückgeblendet.

Die erste deutsche Jagdausstellung kann nicht zum Vergleich bezüglich der Bewertung einzelner Gehörne dienen, denn damals gab es noch kein Bewertungssystem, und Einzelgewichte der ausgestellten Trophäen sind nicht angegeben.

Auf der Int. Jagdausstellung 1937 in Berlin waren 544 deutsche Gehörne ausgestellt, davon hatten 116 über 130 Int. Punkte (21,3%), anteilig kamen aus Mittel- und Ostdeutsch-

land 385, von denen hatten 93 über 130 Int. Punkte (24,2%), aus der jetzigen Bundesrepublik stammten 159, 23 hatten über 130 Int. Punkte (14,4%).

Daß mehr Goldmedaillenböcke aus unseren Ostgebieten kamen, ist verständlich. Dort gab es zum Teil sehr große Reviere, oft nur mit wenig Jägern, aber guter Hege. Hier konnten die Zukunftsböcke alt genug werden und kapitale Gehörne schieben. Außerdem spielt das Klima dabei auch noch eine wichtige Rolle. Es waren auch noch kapitale Böcke aus dem vorigen Jahrhundert in Berlin prämiert worden.

Selbst die Int. Jagdausstellung 1954 in Düsseldorf bietet keinen rechten Anhalt für die weitere Entwicklung des Rehwildes nach 1937. Viele Gehörne konnten aus den unter polnischer Verwaltung oder russischer Besetzung stehenden Gebieten nicht nach Düsseldorf geschickt werden. Kriege, Vertreibung und politische Gebietsveränderungen größten Ausmaßes haben Deutschland auch so verändert, daß die heutige Bundesrepublik kaum noch die halbe Fläche des einstigen Reiches einnimmt.

Vergleiche zwischen der Int. Düsseldorfer und der deutschen Münchener Ausstellung lassen in etwa aber doch erkennen, auf welchem Stand wir z. Z. mit unseren Rehen angelangt sind, wenn wir nur die Gehörne aus der Bundesrepublik hierzu heranziehen. Auf der Int. Jagdausstellung 1954 in Düsseldorf waren aus der Bundesrepublik ausgestellt: 484 Rehgehörne, davon hatten 20 über 130, 64 über 115, 92 ab 105 Int. Punkte; prämiert wurden 176.

Auf der Bundesjagdausstellung 1963 in München waren 916 Rehgehörne ausgestellt, davon 10 über 130, 60 über 115, 159 ab 105 Int. Punkte; prämiert wurden 229.

Bedenkt man, daß der Zeitraum, in dem das Wild erlegt wurde, zwischen der ersten deutschen Jagdausstellung 1895 und der Int. Ausstellung 1937 gegen 40 Jahre beträgt, daß zwischen 1937 und 1954 17 Jahre liegen und von da ab bis München im Jahre 1963 nur neun Jahre, dann ergibt sich, daß die erbeuteten starken Gehörne keinen großen Schwankungen unterworfen waren, daß sie aber besonders 1963 einer viel größeren Zahl erlegter Böcke entnommen wurden.

Daß 1963 soviel geringe Böcke nach München geschickt wurden, erklärt sich dadurch, daß die Düsseldorfer Int. Bewer-

tung von 105 auf 95 Int. Punkte herabgesetzt wurde. Da sich viele Jäger wohl kaum Gedanken darüber machen, daß ein Gehörn, um auch nur 95 Punkte zu haben, mindestens 300 g wiegen muß und daher viele zu geringe Böcke einsandten, ist es erklärlich, daß nur 25% der ausgestellten Gehörne über 105 Punkte hatten und 75% diese Bewertung nicht erreichten.

Wieviel Böcke in der Bundesrepublik erlegt worden sind, um in München 105 Punkte zu erreichen, dürfte manchen Jäger überraschen. Von 1955/56 bis 1963/64 – also in neun Jahren zwischen der Düsseldorfer und der Münchener Ausstellung – betrug der Rehwildabschuß nach den Streckenlisten der DJV-Handbücher 4 145 519 Stück, davon etwa 40% Böcke (rd. 1 658 200). Von den in München ausgestellten Böcken hatten 229 über 105 Int. Punkte, somit konnte erst jeder 7241ste Bock (zum Vergleich mit Düsseldorf) prämiert werden. Erlegt wurden im Jahre 1967/68 552 368 Stück Rehwild. Im Durchschnitt der Jahre 1936 bis 1939 waren es 376 520. Das sind jährlich 175 848 mehr.

Diese Zahlen geben nach meinen Erfahrungen einen besseren Überblick über die Rehwildbestände in der Bundesrepublik, als es die jährlichen Nachweise der Revierinhaber vermögen, und lassen deutlich erkennen, daß die Rehe seit 1936/39 sich erheblich vermehrt haben. Wäre das nicht der Fall, dann hätten alljährlich auch nicht soviel mehr Rehe erlegt werden können. Das ist um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß wir in einem modernen, hochkultivierten und industrialisierten Staat leben, der für eine große Bevölkerungsdichte Jahr um Jahr große Teile der Jagdfläche für Besiedlungszwecke, Straßen und Autobahnen entnimmt, daß dadurch außerdem der Verkehrstod des Wildes, besonders der der Rehe, erheblich gesteigert wird, und daß die Begiftung der Forst- und Landwirtschaftskulturen beileibe nicht spurlos an dem Wilde vorübergeht.

Das alles läßt erkennen, daß das Rehwild imstande ist, sich den Umweltveränderungen weitgehendst anzupassen und daß heute bisweilen in den Obst-, Spargel- und Gemüseanlagen in der Nähe der Ortschaften mehr Rehe anzutreffen sind als je zuvor. Aus all dem geht aber auch hervor, daß wir in der Bundesrepublik einen Überschuß an geringen, aber einen Mangel an reifen, starken Böcken haben. *Schluß folgt*



Unser Rehwild im Spiegel jagdlichen Zeitgeschehens

WILLY BENZEL

Schluß

Seit Inkrafttreten des Bundesjagdgesetzes habe ich viele Fachzeitschriften, die aus Wissenschaft, Forschung oder Praxis gutbegründete Hinweise für eine qualitative Verbesserung unseres Rehwildes brachten, nicht nur gelesen, sondern auch gesammelt. Es würde zu weit führen, wollte ich hier auch nur auf einige der ausgezeichneten Berichte und Vorschläge zurückgreifen. Hätten sie in der Praxis durchgeführt werden können (das ist aber aus vielen z. T. schon aufgezeichneten Gründen nicht möglich), dann könnte es heute um unsere Rehe besser bestellt sein.

Natürlich sind mir auch die in letzter Zeit von Bubenik in verschiedenen Jagdzeitungen veröffentlichten Abhandlungen über unsere Cerviden nicht entgangen. Jeder Jäger wird kennen, daß sie nicht nur interessant, sondern auch wissenschaftlich und lehrreich sind, daß sie aber für alle, die sich mit der Entwicklung, dem Leben und dem Verhalten unseres Schalenwildes näher beschäftigt haben, nichts wesentlich Neues bringen. „Alles schon dagewesen“, sagt Ben Akiba.

Joachim Beninde hat schon 1937 in seinem ausgezeichneten Werk „Naturgeschichte des Rothirsches“ von der Geweihentwicklung der Urhirsche (soweit das überhaupt möglich ist) bis zu den Geweihen aller Hirscharten der Gegenwart, auch auf den Zweck der Geweihe als Waffe oder Ornament eingehend, berichtet. Auf das Verhalten der Arten zur Umwelt, ihr Verhalten zueinander und auch auf das Verhalten der eigenen Art untereinander, hat er ebenfalls hingewiesen.

Aber gerade die Geweihentwicklung und das Verhalten unseres Schalenwildes, besonders das der Rehe, ist aus mancherlei Gründen so verschieden, daß, um hierin auch nur eine einigermaßen vertretbare Ordnung nachzuweisen, nach den Darstellungen von v. Gagern: „erst konstituiert, kombiniert und konstruiert werden muß. Konstruktion hängt mit Theorie zusammen, Theorie gewöhnlich mit Irrelie.“

So ist es auch meinen Erfahrungen nach mit der Einwirkung des „Streß“ auf unsere Rehe, mit der Bildung hundertköpfiger Rotwildrudel, die in NO-Deutschland nach Kahlfraß der Forleule ihre Einstände verloren hatten und nun plötzlich in riesige Steppenlandschaften versetzt waren. So kommt es auch (wie mir mein Bruder Arnold erzählte, der zwei Jahre in solchen Gebieten tätig war) zur Bildung mehrerer hundert Stück starker Rotwildrudel, die in Auwäldern wegen Hochwasser vorübergehend ihren Lebensraum verlassen mußten, aber sofort dahin zurückkehrten und sich auch wieder in kleine Rudel auflösten, sobald wieder reichlich, sogar überreichlich Äsung gewachsen war. Daß sich das Rotwild in solch großen Verbänden wohl fühlen soll, widerspricht meinen Erfahrungen. Auch das Zusammenballen so großer Massen entspricht mehr einer Notlösung als einem natürlichen Bedürfnis.

Es gibt in vielen Gebieten, in denen noch Großraubwild jagt und die Winter hart und unerbittlich in das Leben des Wildes eingreifen, an Wildpret sehr starke Rehe, aber auch die ausgewachsenen Böcke tragen oft mehr schwache, eher kümmerliche als starke Gehörne.

Im Jahre 1937 habe ich mit meinem Kollegen Wild in Ost-

polen, in der Gegend von Baranowice, zur Blattzeit auf Böcke gejagt. Rotwild kam hier nicht vor, vereinzelt Elche und sehr starkes Schwarzwild. Ich habe es selbst erlebt, daß hier auch Wölfe und Luchse vorkamen. Die Winter waren grausam hart und schneereich. Trotzdem gab es einen leidlichen Rehwildbestand. In 14 Tagen erlegten wir sieben Böcke. Darunter war auch der stärkste Bock, den ich je zur Strecke gebracht habe: Gehörgewicht 540 Gramm. Wild schoß zwei gute Böcke, deren Gehörne 345 und 320 Gramm wogen. Die vier anderen Böcke hatten, obwohl sie fünf bis acht Jahre alt waren, nur Gehörne unter 200 Gramm. Mit ihren Spießen oder nur angedeuteten Enden waren sie auch nicht besser als unsere Durchforstungsböcke. Die Gehörne deuteten auf Leberegel- oder Lungenschwammwurmbefall hin. Das konnte man in diesen Sumpfbereichen auch wohl annehmen, obgleich wir keine Parasiten bei dem erlegten Wild fanden. Um diese Jahreszeit wunderten wir uns auch nicht darüber.

Was aber besonders auffiel, war, daß alle Böcke aufgebrochen über 25 kg wogen. Im Durchschnitt 7 bis 8 kg mehr als unsere erwachsenen Böcke. Daß hochkapitale Böcke auch in solchen Gebieten eine Seltenheit waren, ging daraus hervor, daß sowohl Forstingenieur Gründel als auch die Förster es noch nicht erlebt hatten, daß solch kapitaler Bock in ihren riesigen Jagdbezirken vorgekommen war. Auch in den Westkarpaten, wo ich öfter gejagt habe, waren Goldmedaillenböcke eine sehr große Seltenheit; Geraffel gab es auch hier genug.

Wenn ich nach solchen Erlebnissen noch einmal das Ergebnis der Münchener Trophäenausstellung in Betracht ziehe, dann kann ich feststellen, daß es mit unserem Rehwild doch nicht gar so schlecht aussieht wie es öfter hingestellt wird.

Auf der Düsseldorfer Ausstellung 1954 gab es 17 Jahre nach der Int. Ausstellung in Berlin 176 Böcke ab 105 Int. Punkten. Auf der Münchener, 1963, also nur neun Jahre nach der Düsseldorfer Ausstellung, waren es 229 Böcke, die immerhin, von Ausnahmen abgesehen, Gehörgewichte von über 340 Gramm aufwiesen. Aus solch großer Zahl guter Böcke wird auch mal hier, mal dort ein Int. Goldmedaillenbock hervorgehen. Ich meine, daß das einen Lichtblick in die Zukunft bedeutet.

Natürlich gibt es bei uns – im ganzen gesehen – zu viel und zu schwaches Rehwild. Das hängt aber mit den vielen zu kleinen Revieren, den vielen Jägern, aber auch mit dem Klima zusammen. Seit einiger Zeit ist man bei den Jagdbehörden, dem DJV und den LJV dazu übergegangen, neue Wege zu bahnen, weil man erkannt hat, daß es in den alten ausgefahrenen Geleisen zu keiner Verbesserung des Rehwildes kommt.

So hat man z. B. für das Land Hessen auf Initiative von Präsidium und Beirat des LJV Ausschüsse für Rot-, Dam-, Reh- und Muffelwild gebildet, die Entwürfe für eine bessere, den jeweiligen Verhältnissen anpassungsfähige Bewirtschaftung dieser Wildarten erarbeiteten, die von der Obersten Jagdbehörde vor Beginn des Jagdjahres 1970 erlassen wurden.

Für die Rehwildbewirtschaftung sind die Vorschläge von Lfm. Rothmann zugrunde gelegt worden. Nach den ausgearbeiteten Richtlinien hat sich die bisherige Einteilung der Böcke

in A-, B- und C-Böcke geändert. Dafür soll es jetzt beim männlichen Rehwild die Altersstufe der Bockkitze, die Altersstufe der einjährigen Böcke und die Altersstufe der zweijährigen und älteren Böcke geben. Beim weiblichen Rehwild entsprechend die Altersstufe der Rehkitze, die Altersstufe der Schmalrehe und die Altersstufe der Ricken.

Durch Zusammenlegung von Revieren zu großen Rehwildgebieten und mehr Spielraum der Revierinhaber beim Wahlabschuß erwartet man, einen kleinen Schritt in der Verbesserung unseres Rehwildes vorwärtszukommen. Wer will, kann mithelfen – aber das konnte er früher auch – und wer nicht will, der mag ja wohl nicht wollen! Durch Zwang dürfte in unserem demokratischen Staat kaum etwas zu erreichen sein.

Wer immer unter Jägern gelebt hat und mit offenen Augen und Ohren nicht nur durch die Reviere, sondern auch durch die Trophäenschauen und um die Stammtische der Jäger gepörscht ist, wird wissen, daß es Jäger gibt, denen gar nicht so sehr an starken, sondern an viel Böcken gelegen ist. Die Hauptsache ist, daß außer dem Jagdherrn, der doch die hohe Pacht bezahlen muß, auch noch Geschäftsfreunde, Verwandte und Bekannte ihren Bock schießen können. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, ob diese Böcke etwas besser oder schlechter vereckt haben. Daß aber nur dann viel, wenn auch nur geringe Böcke erlegt werden können, wenn viel Mutterwild da ist, das wissen solche Jäger, und sie handeln dann auch danach.

Wie kann man nach meinen Erfahrungen mit unseren Rehen weiter aufwärts kommen? Ich will mich so kurz wie möglich fassen, denn ich weiß, daß ich da kaum etwas bringen kann, worüber nicht schon gesprochen, geschrieben, verhandelt, Beschlüsse gefaßt oder gar in der Praxis Erfolge erzielt wurden. Vielleicht fallen bei meinen Ausführungen aber doch noch einige Samenkörner auf Neuland, wo sie keimen und wachsen können und womöglich auch Früchte bringen.

- Die Zusammenlegung von Revieren zu Rehwild-Hegeringen, -bezirken, -gebieten oder wie man sie sonst auch nennen mag, kann sehr nützlich sein.
- Diese Einheiten sollten aber unter der Leitung von Personen stehen, die gut ausgebildet sind, praktische Erfahrungen haben und auch den nötigen Takt besitzen, um den Revierinhabern beratend zur Seite stehen zu können.
- Solche Beratungen müssen sich auf alle Gebiete der Hege und der Jagdausübung erstrecken, wie:
- Wildzählung, Aufstellung der Abschlußpläne, Ansprechen und Abschluß und die Kontrolle des erlegten Wildes,
- Herstellung und Unterhaltung natürlicher Äsungsflächen, praktische Hinweise bei der Anlage von Wildäckern und Futterplätzen sowie der richtigen Aufstellung von Futterraufen und -trögen.
- Beschaffung oder Gewinnung zweckentsprechender Futtermittel (Kraftfutter, Silage und bestem Wiesenheu) sowie die der Jahreszeit entsprechende Durchführung der Fütterung, auch Schweißhundhaltung und -führung fallen hierunter.

Daß solche vielseitigen Arbeiten nur von qualifizierten, interessierten und passionierten Berufsjägern (auch von Forstleuten, die sich hierfür hergeben würden) durchgeführt werden können, die keinen Achtstundentag, noch viel weniger eine 40-Stunden-Woche kennen, dürfte wohl außer Zweifel stehen.

Kreisjägermeistern oder dem Jagdbeirat der Kreisjagdbehörden kann solche Belastung nicht zugemutet werden, die haben dafür keine Zeit. Vielleicht gelingt es aber, geeignete Berufsjäger auf freiwilliger Basis, d. h. mit Zustimmung der Jäger des Hegeringes oder des Kreises, an Stelle des Kreisjägermeisters als Kreiswildmeister einzusetzen; denn sie sollen doch nicht nur für das Rehwild, sondern auch für alles Hoch- und Niederwild wie auch für den Jagdschutz zur Verfügung stehen.

Auch die Aufbringung der Kosten der angestellten oder beamteten Berufsjäger muß mit in Betracht gezogen werden. Mittel und Wege müßten sich finden lassen, weil das nicht nur im Interesse der Pächter und Verpächter von Rehwildrevieren liegt, sondern alle Jäger angeht und auch die Interessen des Naturschutzes berührt. Versuche in dieser Richtung sollten auf alle Fälle unternommen werden.

Ernst Schäfer, Hannover, hat trotz all seiner guten Ideen und Vorschläge – wie viele andere auch – in Erfahrung gebracht, daß sich viele Revierinhaber nicht gern in die Karten sehen

lassen, nur um ihre eigenen Wege gehen zu können. Schäfer setzt jetzt seine ganze Hoffnung auf den Jägerhof Springe, der mit Recht als eine jagdlich biologische Bildungsstätte ersten Ranges angesehen wird. Aber auch das wird sehr viel Zeit in Anspruch nehmen, bis, wie Schäfer sagt, unser ganzes Jagdwesen mit neuem pulsierendem Leben erfüllt sein wird.

Nun, soweit wage ich noch gar nicht zu denken. Wenn auch nur die Revierinhaber, die Interesse an weniger Wild, aber an mehr gesunden starken Rehen und guten Trophäen haben, alles daransetzen, um dieses Ziel zu erreichen, dann müßten wir einen großen Schritt vorwärtskommen.

Vielen Jägern macht es offensichtlich sehr große Schwierigkeiten, alles zu schwache Rehwild rechtzeitig abzuschießen. Oft halten sie das nicht für vordringlich und meinen, bis zum Ende der Jagdzeit noch sehr viel Zeit dazu zu haben. Sie vernügen sich lieber bei Jagden auf anderes Wild, weil das Erlegen von Knopfböcken oder schwachen Kitzen und Schmalrehen nicht immer gleich gelingt und nach ihrer Meinung zu viel kostbare Zeit dadurch verlorengelht. Man möchte doch auch nicht mit blanken Läufen aus dem Revier gehen. Sie rechnen damit, daß der Winter mit Eis und Schnee den Abschluß erleichtern wird, und denken nicht daran, daß, wenn erst die Novembernebel sich einstellen und die Stürme durch das Land brausen, gerade kümmerndes Wild sich nicht zeigt.

Am Ende des Jagdjahres werden dann fröhliche Drück- oder Treibjagden abgehalten, um den Abschluß zu erfüllen. Und wenn hierbei auch noch einige führende Ricken fallen, dann ist es, wie man meint, nicht mehr so schlimm, weil die Kitze schon stark genug sind, um den Winter überstehen zu können. Im Flachland oder in den Vorbergen unserer Mittelgebirge, wo doch die meisten Rehe stehen, kommen selbst die verwaisten Kitze meistens durch – leider, denn das sind dann immer wieder die kümmerlichen Knopfböcke und Schmalrehe, die bei dieser Jagdart in unserem Klima nicht weniger werden. Dem kann, wie mich eine sehr lange Praxis gelehrt hat, bei gutem Willen aber doch abgeholfen werden:

Wenn das Barometer tief steht, wenn an schwülen Tagen die Schwalben tief fliegen, die Stechmücken und Bremsen sich blutgierig auf alle Warmblüter stürzen, der treue Jagdgefährte, der Hund, den Tag verschläft, dann sitzt auch das Wild in seinen Einständen und verläßt sie kaum. Dann kann der Jäger ruhig zu Hause bleiben und seine Arbeiten erledigen. Wenn



aber nach schlechtem Wetter das Barometer steigt, Rundfunk und Fernsehen gutes Wetter voraussagen, dann ist auch alles Rehwild, oft den ganzen Tag über, auf den Läufen. Dann mit allen verfügbaren Kräften hinaus ins Revier! Ist der Jagdherr verhindert, dann sollte ein Jagdfreund oder der Jagdaufseher befugt sein, mit den Treibjagdgästen und bekannten Jungjägern soviel geringe Abschlußböcke wie möglich zu erlegen. Wenn das gleich zu Beginn der Jagdzeit mehrmals durchgeführt werden kann, dann werden die abschlußnotwendigen geringen Böcke bald dem Revier entnommen sein. Voraussetzung für solche Unternehmungen ist, daß der Einstand der Abschlußböcke in etwa bekannt ist und jedem Jäger gesagt wird, wie er sich auf seinem Stand verhalten soll und was er schießen darf.

Noch wichtiger, weil wetterbedingt noch begrenzter, ist der

rechtzeitige Abschluß alles zu schwachen weiblichen Rehwildes. Dabei darf man keinen Unterschied zwischen Bockkitzen und Geißkitzen machen. Zu Beginn der Jagdzeit, Anfang September, gibt es oft sehr schöne, sonnige, warme Tage. Wenn dann mit Nachdruck an die Erfüllung des Abschusses herangegangen wird, dürfte das Ziel bald erreicht sein. Erleichtert wird der Abschluß allen kränkenden Wildes durch zu spätes Verfärben. Sollte der Revierinhaber keine Unterstützung bei der Erlegung der abschußnotwendigen Rehe erhalten, weil die Jagd auf Hühner und Fasanen aufgeht, dann muß er versuchen, an schönen Tagen soviel Rehe wie möglich zu erlegen.

Man darf sich dann nicht lange besinnen und mit Aufbrechen und Versorgen des erlegten Wildes die Zeit verbringen, sondern es nur lüften, gegen Sicht verblenden und sich auf den nächsten Stand begeben, der Erfolg verspricht. Nach Schwinden des Büchsenlichtes wird das erlegte Wild zusammengeholt und daheim aufgebracht. Der Vorteil dieser Jagdart ist, daß man gutes Licht beim Ansprechen und keine klammen Finger bei Abgabe des Schusses hat. Es wird kaum falsch abgeschossene Rehe oder Fehlschüsse oder schlechte Schüsse mit oft unangenehmen Nachsuchen geben, wie das an den kurzen Spätherbst- oder Wintertagen häufig der Fall ist. Auch das hat sich in der Praxis schon öfter bewährt.

Leider sind manche Jäger mit dem Aufgebot mehrerer Schützen, um den Hegeabschuß schnell zu erlegen, nicht einverstanden. Sie sind der Ansicht, daß sie die Pacht nicht bezahlen, um andere das Wild abschießen zu lassen, sondern das wollen sie selber soweit wie möglich allein tun. Solche Jäger werden mit den Hegeabschüssen keinen Erfolg haben.

Es gibt aber auch noch genügend andere, die das mit der richtigen Einsicht betrachten. Ist der Pflichtabschuß, der oft kein reines Vergnügen bereitet, erledigt, dann wird auch der beruflich oft überlastete Revierinhaber endlich einmal Zeit für die Schönheiten der Natur und der Beobachtung seines Wildes finden. Er wird feststellen, daß es nichts Schöneres gibt, als in die Geheimnisse der Natur blicken zu können und vor allem das Wild zu jeder Tages- und Jahreszeit in seiner Entwicklung, seinen Gewohnheiten, seinem Verhalten und seinem Erscheinungsbild nach kennenzulernen, um es von Jahr zu Jahr, trotz mancher Veränderung des Gehörns, wieder zu erkennen. Erst dann wird ihm die Jagd Erholung und volle Befriedigung bei der Erlegung starker Böcke, die er aus eigener Erfahrung alt genug werden lassen konnte, geben.

Allein mit dem gerechten Hegeabschuß ist es auch noch nicht getan. Dort, wo sich das Rehwild wegen Fehlens natürlicher Äsung durch den Winter hungern muß, kann es in unseren Breiten kein gesundes, starkes Rehwild geben. Es nützt auch nichts, wenn hier oder da Bündel verregneten, ausgebleichten Heus an die Bäume gebunden, wenn verdorbene, verschimmelte Eicheln angeboten oder gesalzene Trester fuhrenweise auf den Boden geschüttet werden; letztere führen oft zu starken Verbißschäden in den Forstkulturen. Für solche Art der Winterfütterung sollte kein Geld verplempert werden. Auch automatische Fütterungen sind nicht die ideale Lösung, selbst dann nicht, wenn sie mit bestem Kraftfutter besetzt sind.

Es gibt so unverträgliche Böcke, die kein anderes Reh an die Fütterung heranlassen und selbst mit ihrem Bastgehörn alles abschlagen, was ihnen in den Weg kommt. Es ist daher auch gar nicht so selten, daß gesunde, an Wildpret sehr starke Böcke mit verbogenen oder verkrüppelten Gehörnen erlegt werden. In Revieren, in denen auch Rot-, Dam- und Schwarzwild vorkommen, ist es um die Rehe im Winter sehr schlecht bestellt. Da bleibt selbst von den besten Wildäckern und gut besetzten Fütterungen für sie nichts übrig, und Hungerformen sind die Folge. Das ist auch hauptsächlich die Ursache, daß es in Hochwildrevieren nur selten starke Rehe gibt.

Kommt aber Hochwild nicht vor und man errichtet dem Eigenleben der Rehe entsprechend viele windgeschützte sonenseitig liegende Winterfütterungen in der Nähe der Einstände und versorgt sie möglichst täglich vier Monate hindurch mit Kraftfutter, dann braucht man um eine gute Entwicklung der Rehe nicht zu bangen. Die richtige Ernährung steht zweifellos im Vordergrund aller Hegemaßnahmen.

Nach Schmid (dem Mitarbeiter von Vogt) erreichten gute Rehböcke im Versuchsgatter Schneeberg Durchschnittsgewichte



Zeichnungen
Rien Poortvliet

von 24 kg aufgebrochen und Gehörngewichte von durchschnittlich 700 g bei Stangenhöhen von 26 bis 30 cm. In den verhältnismäßig engbegrenzten Zuchtgattern mußten die Rehe natürlich ganzjährig gefüttert werden. Als am geeignetesten gefunden wurden nachstehend aufgeführte Futtermittel, für etwa 20 Rehe als Tagesration: 5 kg geschroteten Mais, 3 kg Sesamkuchen, 2 kg Kokoskuchen neben Rau- und Saftfutter.

Eine sehr gute Mischung in Verbindung mit Kartoffeln und gutem Heu ist auch folgende: 5 kg geschroteter Mais, 2,5 kg Sojaschrot und 2,5 kg Weizenkleie. (Das erwähnte ich nur, um einige gute Futtermittel in Erinnerung zu bringen.) Daß in Rehwildrevieren der freien Wildbahn mit mehr natürlicher Äsung (Weichhölzer, Sträucher, Knospen) als in einem Versuchsgatter mit beschränktem Raum 25 bis 30 Rehe mit etwa einem Viertel des angegebenen Kraftfutters sich sehr gut entwickeln werden, kann man ohne weiteres annehmen.

Trotz Anlage von Wildäckern, zweckmäßiger Düngung von Nichtholzbodenflächen und guter Winterfütterung darf die Bekämpfung von Parasiten, durch die mehr Rehe eingehen oder kümmern als allgemein angenommen wird, nicht unterbleiben. An Fütterungen, die von Rehen regelmäßig besucht werden, ist das eher möglich, als wenn man sie nur selten zu Gesicht bekommt. Sauberhalten und Bestreuen der Futterplätze mit Branntkalk können viel zur Gesundheit der Rehe beitragen. Durch Einsendung von Losungshäufchen – von jedem Reh extra – an Veterinäruntersuchungsämter oder andere ähnliche Institute, die von örtlichen Tierarzt erfahren kann, wird festgestellt werden, wie hoch der Befall von Magen- oder Darmparasiten ist. Es soll schon erprobte Mittel geben – z. B. Thibenzole –, die dem Futter beigemischt werden und nicht nur die Würmer, sondern auch deren Larven und Eier vernichten.

Daß Rehe, die in guter körperlicher Verfassung durch den Winter gekommen sind, sich viel widerstandsfähiger gegen Parasiten oder Witterungseinflüsse zeigen, ist klar.

Jeder Revierinhaber, der es fertigbringt, seinem Rehwild während der kalten Jahreszeit soviel geeignete Nährstoffe zu sichern, daß das Kitz in der Tracht der Ricke sich gut entwickelt und gesund und kräftig zur Welt kommt und auch der Bock aus dem Nährstoffüberschuß ein starkes Gehörn schieben kann, kann des Erfolges seiner Bemühungen sicher sein und braucht Streß oder Gedrängfaktor nicht zu fürchten. Das haben die Plesser Remisenrehe schon vor der Jahrhundertwende bewiesen, als bei einer ungewöhnlich hohen Bestandsdichte, allerdings besten Lebensbedingungen, alljährlich kapitale Böcke zur Strecke kamen.

Zu: „Unser Rehwild im Spiegel jagdlichen Zeitgeschehens“

WuH Nr. 11 vom 23. August, Seite 243

Jagdzeitschriften lese ich seit 1905. Was in den darauffolgenden Jahren in ihnen als Ausfluß von Praxis und Wissenschaft verankert werden konnte, ist für unsere Erkenntnis jagdlichen Geschehens von unschätzbarem Wert geworden. In fast jedem Heft ist trotz umstrittener, ja sogar oft stark befehdeter Ansichten immer etwas enthalten, was auch den Dogmatikern und dem in seiner Überzeugung durch nichts zu erschütternden „Besser- und Alleswischer“ immer wieder doch wertvolles Wissen, wenn manchmal auch nur in kleiner Dosis, erschließt.

Seit ich die Abhandlung von Willy Benzel gelesen habe (mehrere Male), mußte ich ihm im Geist dankbar die Hand drücken. Er bringt genau das, was ich in 65 Jagdjahren beobachten konnte. In jungen Jahren auf der Eigenjagd des elterlichen Großbesitzes, später als gern gesehener Jagdgast der großen Güter in Posen, Schlesien, Ostpreußen und seit 50 Jahren auf Pachtjagden in Ostelbien. Schon damals habe ich

unser Rehwild das delphische Orakel genannt. Auch heute noch können den Praktiker die gelehrten Abhandlungen über unser Rehwild nicht recht überzeugen. Behauptung und Beweis:

Jedes Individuum ist das Produkt der Scholle, die es ernährt. Hat uns das s. Z. Vogt in seinem Gatter Schneeberg nicht drastisch genug vor Augen geführt? Ich habe in diesem langen und schneereichen Winter – es war kein Extremwinter wie 28/29 oder 62/63 – in meinem Waldrevier (StJR) kein Stück Fallwild gehabt. Die 1970 gestreckten vier kümmernden Jährlinge waren in ihrer Konstitution Folgeerscheinungen von unverantwortlichem Septemberabschuß führender Ricken an der mit Hochsitzen gespickten Wald-Feldgrenze. Die Fütterungsausgaben je ha betragen 8,85 DM. Dazu kamen als Saftfutter aus dem Verkauf gezogenes Obst und Gemüse vom Großmarkt (100 Ztr.), dreimalige Kuren mit Thibenzole und jährlich ausgiebiges Abkalken von Futterplätzen und Fütterungen. Ein Stück hatte geringen Lungenwurmbefall, keine Magen- und Darmwürmer. Massierte Ansammlungen beschwören Seuchenplätze herauf.

Ich habe das ganze Rehwildproblem, als welches es heute hingestellt wird, in den Anfangsbuchstaben von ÄER zusammengefaßt: Äsung, Einstand, Ruhe. Ich schätze die Praxis. Wir sind leider nur zu oft geneigt, wie in der Schulmedizin, vor ihr zu kapitulieren.

J. Appenrodt